1,70 DM / Band 416
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Im Namen der Hölle

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Im Namen der Hölle

John Sinclair Nr. 416

von Jason Dark

erschienen am 24.06.1986

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Im Namen der Hölle

Zuerst hatte sie Lizzy den rechten, danach den linken Arm gebrochen und sie dann in den noch warmen Sand geschleudert wie ein altes Stück Holz.

Da lag sie nun halbnackt im Sand. Eigentlich hätte sie nach dieser furchtbaren Tortur schreien müssen. Doch sie schrie nicht, denn sie spürte keine Schmerzen. Der Grund dafür war simpel. Lizzy sah zwar aus wie ein Mensch, tatsächlich aber war sie eine Hexe, und der konnte man, wenn sie unter einer magischen Droge stand, mit einem einfachen Brechen der Arme nicht imponieren. Da mussten schon stärkere Geschütze aufgefahren werden.

Sie hatte trotzdem Angst, denn es waren drei, die sie überrascht hatten, und sie sahen verdammt nicht so aus, als könnten sie irgendeinen Spaß vertragen.

Noch lag sie im Sand und spielte die Bewusstlose, aber sie hatte den Kopf zur Seite gedreht, ein Auge geöffnet, um die anderen beobachten zu können.

Zunächst sah sie nur die dunklen Wellen, die an Land rollten und im Sand versickerten.

Der Himmel war dunkel, der Wind kühl, aber Lizzy kümmerte sich darum nicht. Sie hatte sich diesen Strand in Kalifornien ausgesucht, um ungestört ihren Beschwörungen nachgehen zu können, denn ihr wahrer Freund und Herr war einzig und allein der Teufel.

Ihn rief sie in den einsamen Vollmondnächten an. Manches Mal hatte er sich schon bei ihr gemeldet, nun aber waren drei andere gekommen, und diese Wesen, von denen sie noch nie etwas gehört hatte, meinten es gar nicht gut mit ihr.

Jemand kam auf sie zu, sie hörte die Schritte.

Sehr langsam, aber unbeirrbar. Er musste genau über den Uferstreifen gehen, der zwischen ihr und dem Meer lag. Noch ein paar Sekunden, dann würde er in ihrem Blickfeld erscheinen.

Er trug Stiefel, das wusste sie, wie auch der andere, denn die beiden glichen sich, als wären sie Zwillinge.

Ein Schatten erschien.

Kein Stiefelleder, sondern ein schimmernder, fast spiegelnder Schatten, der wie ein gewaltiges Pendel von einer Seite zur anderen schwang und dabei eine Kontur annahm.

Es war die übergroße Klinge eines Henkerbeils!

Der Schock saß tief in Lizzy. Sie schluckte. Sie wusste von dem Beil, aber zum ersten Mal sah sie es aus der Nähe. Okay, man hatte ihr die Arme brechen können, aber wenn sie ihr den Schädel abschlugen, nutzte auch die magische Trance nichts mehr.

Wieder schwang das Beil vor, und dann sauste die Schneide eine Fingerbreite vor ihrer Nasenspitze in den Sand und verschwand darin. Lizzy erschrak und zuckte zusammen, und das musste wohl bemerkt worden sein, denn die Person, der das Beil gehörte, baute sich vor Lizzy auf. Das in den Sand gestellte Beil zwischen den Beinen.

Was wollte er von ihr?

Noch sprach er nicht, aber er bückte sich plötzlich, und eine Hand griff in das lange Blondhaar, drehte es zusammen, sodass Lizzy mit einem Ruck in die Höhe gezogen wurde. Das Gesicht der Hexe verzerrte sich, doch nicht ein Laut drang über ihre Lippen.

Sie blieb ruhig.

Wie eine Puppe hing sie im harten Griff des anderen, ihre Arme schlenkerten, als sie herumgedreht und gegen einen Felsen gedrückt

wurde, an den sie sich lehnen musste.
»Bleib so!«
Die dumpfe Stimme war hinter ihr aufgeklungen. Lizzy wusste, wer gesprochen hatte. Es war der Waffenlose gewesen. Für sie war er der Schlimmste.
Sie hörte seine Schritte, wie sie durch den feinen Sand schleiften.
Seine Gestalt erschien von der Seite, ging noch ein wenig vor und blieb dann stehen, sodass sie ihn direkt ansehen konnte.
Er trug einen Talar. Richter und Attorneys sahen so aus. Einen langen, leicht glänzenden, bis zum Boden reichenden Mantel, mit einem weißen, runden Ziehharmonikakragen, der eng um seinen Hals lag. Ob der Mann überhaupt einen Hals hatte, war fraglich, denn aus dem Kragen schaute ein gelblicher Knochenschädel mit weißen Augen und einem breit grinsenden Maul, in dem die Zähne wie Stifte wirkten. Aus den Ärmeln lugten keine normalen Hände, sondern lange Knochenfinger, von denen die Haut abgefallen war.
Er war der Richter und die anderen beiden, die sich aus dem Hintergrund lösten, seine Henker.
Ihre dunklen Kapuzen reichten bis auf die Brust und tief in den Rücken hinein. Zu den Stiefeln trugen sie dunkelrote Hosen und darüber jeweils ein Lederwams.
So hatten früher die mittelalterlichen Henker ausgesehen, und auch der Richter stand ihnen in seiner Kleidung in nichts nach.
Lizzy starrte sie an. Die Hexe ahnte, was ihr bevorstand. Bestimmt sollte eine Gerichtsverhandlung stattfinden, bei der sie die Angeklagte war.
Der Strand war einsam. Hierher verirrte sich so gut wie niemand.
Zudem lag praktisch gegenüber die alte Festung Alcatraz, eine Insel der Schwerverbrecher, die seit einigen Jahren schon leer stand, aber noch immer wegen ihrer Vergangenheit für Gesprächsstoff sorgte.
»Fangen wir an!« sprach der Richter mit dem Knochenschädel.
»Du bist Lizzy, wie wir wissen.«
»Ja, ja.«
»Und eine Hexe!«
»Auch das!«
»Wir haben dir die Arme gebrochen, aber du hast nicht geschrien. Bist du wirklich so stark?«
Da begann Lizzy, kreischend zu lachen. Ihre blonden Haare stellten sich auf, wobei plötzlich Funken zwischen den einzelnen Strähnen tanzten und die Hexentheorie untermauerten. »Ja, ich bin stark!« schrie sie nach dem Lachanfall. »Ich bin sogar sehr stark, denn ich habe einen mächtigen Verbündeten. Den Teufel! Mit ihm stand ich in Kontakt, als ihr gekommen seid, um mich zu überfallen, ihr verfluchten Hunde, ihr…«

Der Richter winkte lässig ab. »Der Teufel wird uns nichts anhaben. Wir stehen ebenso auf seiner Seite wie du. Er würde das, was wir tun, gutheißen. Wir sind gekommen, um dich einiges zu fragen, denn wir brauchen Auskünfte, um unsere Pläne in die Tat umzusetzen. Es geht um eine sehr starke Sache. Du wirst uns helfen!«

»Ich? Nie!«

»Wir könnten dir jetzt die Arme abhacken. Meine beiden Freunde warten nur darauf.«

Lizzy senkte den Kopf. Ob Hexe oder nicht, das war nicht gut. Sie wusste auch, dass sie mit ihrem Zauber gegen die drei nicht bestehen konnte. Deshalb ergab sie sich in ihr Schicksal. »Was wollt ihr denn wissen?«

»Es geht um Wikka!«

Lizzy zuckte zusammen. Plötzlich war sie hellwach. In ihrem Kopf begann ein regelrechter Motor zu arbeiten. In ihrem Gesicht mit dem lauernden Ausdruck verengten sich die Augen noch mehr.

»Wikka?« fragte sie. »Wirklich Wikka? Aber sie ist tot. Sie hatte vor, alle Hexen zu vereinigen.«

»Das wissen wir.«

»Mehr kann ich euch auch nicht sagen. Es gab noch den Hexenstein, aber den könnt ihr auch vergessen. Wir Hexen haben eine gewaltige Niederlage erlitten. Ich bin ehrlich genug, das zuzugeben. Zwar leben noch welche von uns, aber nur sehr wenige. Hier, in Frisco, sind einige, die werden auch bleiben.«

»Wegen dieser Verräterin!«

Lizzy schüttelte ihren Kopf. »Ja!« schrie sie. »Ja! Wegen dieser verfluchten Verräterin Jane Collins. Sie war auserkoren worden, einmal Wikkas Nachfolgerin zu werden, aber sie hat sie verraten. Und damit hat sie auch uns verraten.«

»Du kennst sie?«

»Ja, ich kenne sie. Ich habe sie gesehen. Nicht erst einmal, mehrere Male. In der großen Stadt, in die sie nur äußerst selten kommt. Die meiste Zeit steckt sie doch in ihrem verdammten Loch. In dem Kloster.«

»Wo genau ist es?«

»In den Bergen.«

»Die sind groß.«

Lizzy gab keine Antwort. Sie überlegte. Plötzlich sah sie wieder Land. Diese drei wollten sie nicht töten. Das konnten sie sich nicht leisten, denn sie brauchten von ihr Informationen. Dinge, über die nur sie Bescheid wusste. »Geht es euch um Jane Collins?«

»So ist es.«

»Und was wollt ihr von ihr?«

»Sie soll vor ein dämonisches Gericht gestellt und im Namen der

Hölle verurteilt werden.«
Lizzy lachte. »Das sind ja völlig neue Perspektiven.« Aus dem Lachen wurde ein hintergründiges Lächeln. »Und gar keine so schlechten, wie ich meine.«
»Nein, das nicht.«
»Und was habe ich damit zu tun?«
»Du wirst für uns den Köder spielen.«
Lizzy begann wieder zu kreischen. »Mit gebrochenen Armen, ihr verdammten Hunde? Ihr habt mir die Arme gebrochen, ihr…«
»Das war Absicht.«
»Weshalb denn?«
»Du musst hilflos aussehen und völlig kaputt wirken, damit sie auf dich reinfällt. Widerstand von deiner Seite wäre zwecklos. Es ist alles mit dem Teufel abgesprochen.«
Lizzy glaubte, sich verhört zu haben. Sollte der Teufel nicht auf ihrer, sondern auf der anderen Seite stehen? So hatte sie ihn überhaupt nicht eingeschätzt. So oft sie mit ihm in Kontakt getreten war, er hatte sich immer als Freund gezeigt und ihr so manchen Rat gegeben. Jetzt kamen diese drei hergelaufenen Dämonen und sprachen in seinem Namen.
Die Arme hatte man ihr gebrochen. Und jetzt verlangten die anderen noch, dass sie ihnen half.
Natürlich hasste sie Jane Collins. Da war sie nicht anders als die anderen Hexen. Jane Collins war das berühmte rote Tuchfür die Hexen. Die Detektivin trug die Schuld am Tod der Oberhexe Wikka.
Dafür sollte sie sterben. Andere Hexen wollten die Verräterin vernichten, obwohl Jane in Wirklichkeit nicht an der Vernichtung der Chefhexe die Schuld trug. Das einzusehen fiel der anderen Seite aber zu schwer.
Lizzy sah die Dämonen als große Schatten vor sich. Sie starrte auf den Skelettschädel des Richters, sah das Weiße in seinen Augen und entdeckte darin kein Gefühl.
Dieser Dämon, wo immer er auch herkommen mochte, würde seine Drohungen in die Tat umsetzen. Die richtigen Helfer dafür hatte er sich geholt.
Sie strahlten Grauen aus. Eine Drohung empfand jeder, der sie ansah. In den Augenschlitzen dieser Wesen glitzerte etwas. Es waren die fast starren Pupillen dieser Wesen. Ob sie Menschen oder Dämonen waren, konnte Lizzy nicht feststellen. Jedenfalls sahen sie aus wie Menschen.
»Ihr verlangt verdammt viel!« stieß Lizzy hervor.
»Nein«, erwiderte der Richter kühl. »Wir verlangen nicht viel, nur Solidarität. Du musst uns helfen, du bist eine Schwarzblüterin, eine von uns.«
»Nein, ich bin ein Mensch!«

Lachen grollte aus dem Maul. »Kannst du darauf stolz sein? Wohl nicht, sonst hättest du nicht versucht, mit dem Teufel Kontakt aufzunehmen. Wir hätten uns auch eine andere aussuchen können. Nicht alle Hexen sind ausgestorben, das weißt du selbst, aber unsere Wahl ist auf dich gefallen. Du kannst stolz darauf sein.«

»Und wenn ich nicht will?«

Wieder lachte der Richter. »So dumm kannst du doch nicht sein, nein, das bist du nicht. Hast du nicht geschworen, Wikkas Tod zu rächen? Wie alle anderen bist auch du verpflichtet, dieses Versprechen einzuhalten. Natürlich kannst du dich weigern. Für diesen Fall habe ich die Henker mitgebracht.«

Lizzy hatte schon verstanden und sich auch entschlossen. »Was soll ich tun?« fragte sie.

»Zu ihr hingehen.«

»Nein, das schaffe ich nicht. Man kann nicht in das Kloster hinein. Es ist zu gut abgesichert. Ich würde mein Leben verlieren. Da lauern die Wächter, außerdem ist sie nicht allein. Ein Mann namens Yakup Yalcinkaya ist bei ihr, und vor ihm zittern selbst manche Dämonen.«

»Er ist nicht da!« sagte der Richter.

»Wieso?«

»Er befindet sich in Japan und sucht nach der Krone der Ninja. Das ist eine günstige Gelegenheit. Geh zu ihr und…«

»Ich habe trotzdem Furcht.«

»Also nicht?«

Lizzy hob die Schultern. »Sie würde mich sofort als Hexe erkennen, glaubt mir, das spürt sie. Ich weiß es.« Lizzy zuckte zusammen. »Auf mich könnt ihr euren Plan nicht bauen.«

Der Richter überlegte. Fast harmlos klang seine nächste Frage.

»Aber du weißt, wo sich das Kloster befindet?«

»Und ob.«

»Beschreibe uns den Weg.«

»Ihr wollt hin?«

»Wir müssen es vielleicht!«

Lizzy sah wieder Land. Sie redete sehr schnell, und der Richter hörte sich alles gut an. Als Lizzy nichts mehr zu sagen hatte, schwieg auch er.

Das wunderte die Hexe. »Weshalb sprichst du nicht? Ich habe alles gesagt und euch geholfen.«

»Ja, das hast du wirklich.«

»Kann ich jetzt…?«

Der Richter nickte. Es sah etwas makaber aus, wie sich der gelbweiße Schädel bewegte. »Du kannst«, erklärte er.

»Was kann ich?«

»Sterben!«

Er hatte nur dieses eine Wort gesprochen und voll ins Schwarze getroffen, denn die Hexe zuckte zusammen. Sie wollte es einfach nicht glauben, starrte den Richter an, danach die beiden Gehilfen und sah, dass sich zwei umdrehten und weggingen.

Einer aber blieb zurück.

Es war der mit dem Beil.

Lizzy hatte noch nie ein so schreckliches Mordinstrument gesehen. Der Henker bewegte seine rechte Hand. Spielerisch leicht sah es aus, wie er das Beil in die Höhe schwang und einmal durch die Luft pendeln ließ. Lizzy hörte das Fauchen, als die schwere Waffe die Luft zerschnitt.

Sie duckte sich, wollte schreien, doch zu stark war das Entsetzen.

Der Henker ging noch einen Schritt. Dabei schwang er wieder das Mordinstrument.

»Jaaaa!« schrie Lizzy. »Jaaaa! Ich tue alles, was ihr wollt. Wirklich, ihr könnt auf mich zählen. Ich werde euch nicht enttäuschen. Alles will ich für euch tun – alles.«

Der Schlag fuhr von oben nach unten, und es war ein Volltreffer, der Lizzys Schrei erstickte.

Der Henker hatte so reagiert, wie es seine Aufgabe gewesen war.

Er hatte Lizzy den Kopf abgeschlagen!

***

Es gibt im Leben die unmöglichsten Zufälle. Dann aber gibt es wiederum Dinge, wo man erst später gewisse Parallelen erkennt und man dann alles für Schicksal hält.

Das Schicksal begann eigentlich damit, dass Bob Riley, ein Umweltreporter, mal wieder auf der Jagd nach gewissen Sensationen war. Er wusste, dass es im Winter, wenn keiner mehr badete, gewisse Leute gab, die an einsamen Stränden gern ihren Müll abkippten.

Es war Riley schon gelungen, sie zu überraschen und auch zu fotografieren. Natürlich aus sicheren Verstecken heraus. Wenn er von den »Kippern« erwischt wurde, gab es schweren Ärger.

In der Zeitung brachte er seine Artikel groß heraus. Da er Ross und Reiter nannte, hatte er auch Erfolg, die Auflage stieg, wenn seine Berichte erschienen, und der erst so skeptische Chefredakteur hatte sich inzwischen überzeugen lassen, dass es besser war, wenn man Bob keinen Maulkorb aufsetzte.

Und so war Bob von morgens bis abends auf der Jagd nach Umweltsündern. Er arbeitete zumeist vom Wasser aus. Er besaß ein sehr schnelles Boot, von einer kleinen Erbschaft hatte er sich den Flitzer leisten können, das Gehalt reichte für solche Extratouren nicht aus.

Das Boot machte sich bezahlt. Umweltsünder waren scheu. Sie

erwarteten, wenn überhaupt, die Kontrollen oder die Polizei stets von der Landseite her, aber Riley kam stets übers Wasser. Und er schaffte es immer wieder, die Leute zu überraschen.

Auch Drohungen nützten bei ihm nicht. Riley war ein Mann, der sich nichts gefallen ließ.

Auch an diesem trüben Tag war er wieder unterwegs. Aus dem Gefühl heraus konnte er sagen, dass dies wieder ein Schmuddel-Tag war. Schlechtes Wetter, viel Dunst über dem Meer, eine lange Dünung und Nebelfetzen an der Küste. Da konnte sich so mancher Umweltsünder ungesehen an wilde Klippen heranschleichen.

Riley hatte wieder seine Wassertour vor.

Bob gehörte zur Szene. Er wusste, was an der Westküste lief.

Allerdings hatte er den Süden ausgeschlossen. L. A. war ihm zu heiß. Er mochte auch Hollywood nicht. Ihn interessierte viel mehr die Gegend um Frisco, wo es noch genug zu tun gab.

Er ritt mit seinem Boot die Dünung ab. Nördlich von Frisco bewegte er sich. Die Küste sah noch flach aus. Das würde sich bald ändern, wenn sie die ersten Felsen und Einschnitte zeigte. Da gab es oft gute Verstecke. Riley hatte frisch aufgetankt. Er konnte einen ganzen Tag unterwegs sein, ohne dass ihm der Sprit ausging. Manchmal beobachtete er durch das Glas die weit draußen schimmernden Schiffe, aber meistens blickte er auf die Küste, wo die schäumenden Wellen gegen den Sandstrand liefen oder vom Felsgestein gebrochen wurden.

Es war der Strand der Umweltsünder, wie ihn Riley genannt hatte. Trotz eines großen Artikels in der Zeitungwurde immer wieder Müll weggekippt. Riley wollte sich die Sache noch einmal ansehen. In der vergangenen Woche war er zuletzt an diesem Fleck gewesen, da konnte inzwischen einiges passiert sein.

Die Wellen trugen ihn auf die Küste zu. Bob wusste, wo er sicher anlegen konnte, besonders an diesem Fleck, der immer wieder verschandelt worden war.

Aber dazu kam es nicht.

Auf den Wellen, mit ihm in gleicher Höhe, hüpfte etwas. Zuerst dachte er an einen Ball, aber Bälle haben keine Haare.

Der Reporter schnappte sich den Greifhaken.

Der gekrümmte Zinken hatte den Gegenstand noch nicht berührt, als Riley bereits wusste, was dort angeschwemmt wurde.

Es war ein Kopf!

Der Reporter, eigentlich abgebrüht durch seinen Job, wurde bleich. Schon viel hatte er aus dem Wasser gezogen, einen Kopf jedoch noch nie. Längst hatte er den Motor abgestellt. Das Boot dümpelte auf den Wellen. Bob packte den Holzarm des Greifers mit beiden Händen und zog den Kopf näher an die Bordwand.

Zum Glück war das Haar lang. Der Haken hatte sich darin verfangen. Riley sprach mit sich selbst, als er die Stange an sich zog und den Kopf an Bord holte. Er fluchte dabei, ließ den Fund an Deck poltern und löste den Haken.

Es war ein Frauenkopf.

Noch jetzt zeigte das Gesicht Entsetzen. Diese Person musste eine furchtbare Angst ausgestanden haben, bevor sie getötet worden war. Die starren Pupillen hatten fast das gleiche Aussehen angenommen wie die helle Haut, die mittlerweile schon aufgedunsen war und einen bläulichen Stich hatte.

»Wer macht denn so etwas?« keuchte Riley. Es kostete ihn Überwindung, den Kopf so hinzulegen und festzuklemmen, dass er durch die Bewegung des Schiffes nicht über Deck rollte. Eine Kamera hatte der Reporter immer schussbereit.

Er holte sie hervor, suchte den besten Winkel aus und schoss seine Fotos.

Das würde eine heiße Geschichte geben, darauf konnten sich seine Leser verlassen. Wer war so grausam, einen Menschen zu köpfen? Natürlich musste sich die Polizei mit diesem Fall befassen, aber auch Riley wollte der Sache nachgehen. Vielleicht gab es jemanden, der diese Frau kannte und auch über Hintergründe Bescheid wusste.

Er suchte nicht nach dem Torso, das wollte er anderen überlassen.

Möglicherweise befand sich der auch an Land oder war auf hoher See ins Wasser geworfen worden.

Riley fuhr zurück.

Er hatte die Polizei bereits über Funk alarmiert, sodass die Beamten der Mordkommission im Hafen warteten. Natürlich wurde er verhört, den Beamten brachte es nicht viel.

Riley hatte es eilig. Sein Chef hatte ihm versprochen, eine Seite freizuhalten. Wenn der Bericht noch erscheinen sollte, durfte er keine Zeit mehr verlieren.

Man hatte ihm einen Wagen mit Fahrer geschickt. Auf der Fahrt zur Redaktion diktierte Bob schon seinen Bericht. Mittlerweile hatte er sich von dem Schock erholt. Er sah eigentlich nicht aus wie ein Hans Dampf in allen Umweltgassen. Bob Riley war ziemlich klein, fast schmächtig, mit einem schmalen Gesicht, aber wenn es darauf ankam, konnte er ungeahnte Kräfte entwickeln. Auch an diesem Fall würde er sich festbeißen.

In der Redaktion riss man ihm fast die Kamera aus der Hand. Die Bilder mussten entwickelt werden. Das nahm Zeit in Anspruch, wenn auch nicht mehr so viel wie früher.

Riley hockte im Büro seines Chefredakteurs und berichtete.

»Da haben wir einen Hammer«, sagte der schon ältere Mann, den alle nur Gockel nannten, weil er stets fein herausgeputzt zum Dienst kam.

»Das meine ich auch.«
»Bleiben Sie dran?«
»Sicher, Chef.«
Die Augen des Gockels wurden schmal. »Was vermuten Sie hinter diesem Mord?«
»Keine Ahnung.«
»Eine Umweltgeschichte wird es nicht sein. Deshalb warne ich Sie. Sollten Sie irgendeiner Organisation in die Quere kommen, lassen Sie die Finger davon. Die Leute nehmen auf einen Reporter keine Rücksicht. Wir haben uns verstanden?«
»Und ob.«
Riley ging wieder. Er holte ein inzwischen entwickeltes Bild ab und verschwand. Zwei Tage war er unterwegs. Er kannte viele Leute, geheimnisvolle Typen, die es zuhauf in Frisco gab. Sie hörten immer mehr als die Polizei.
Bob wurde fündig.
In einer alten Kneipe erwischte er eine Kellnerin, die sich an das Gesicht erinnerte. »Ja, die kenne ich.«
»Weißt du den Namen?«
»Muss ich überlegen.«
Bei einem Schein kam ihr Gedächtnis in Gang. »Ja, die Lizzy.«
»Was weißt du für zwanzig Dollar noch alles?«
»Die hat mich mal angemacht.«
»Wieso?«
»Ob ich nicht Lust hätte, auf den Okkult-Trip zu gehen. So richtig unheimlich, weißt du?«
»Klar. War sie denn selbst drauf?«
»Und ob. Lizzy hat sich selbst als Hexe bezeichnet. Ja, sie meinte, sie sei eine Hexe.«
»Echt oder unecht?«
»Kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls hat sie mir mit diesen Dingen Angst gemacht.«
»Was weißt du sonst?«
»Nichts mehr. Nur eben, dass sie eine Hexe war und mit mir auf den Trip gehen wollte. Ich habe sie nie wiedergesehen, glaub mir.«
»Ja, danke.«
Bob stand plötzlich unter Strom. Er blieb noch sitzen unddrückte seinen Kopf fast so tief, dass er mit der Stirn die Tischplatte berührte. So hielt er sein Brainstorming ab. Er musste nachdenken, nur nachdenken, durfte sich nicht ablenken lassen. Hinter diesem Fall steckte mehr, als er sich bisher hatte träumen lassen. Aber wie bekam er das in den Griff? Er hatte auch hierfür eine Idee.
Am besten mit einer Schlagzeile.
Plötzlich hatte es Bob Riley mehr als eilig. Er sprang auf, ließ einen

Schein auf dem Tisch liegen und verließ fast fluchtartig das Lokal. Bis zum Redaktionsschluss wollte er noch im Büro sein.

Riley schaffte es. Wieder brauchte er eine dicke Überschrift, die auch genehmigt wurde.

Und so erschien als Headline am nächsten Tag folgender Anreißer:

DIE UNBEKANNTE TOTE WAR EINE HEXE

***

Genau über diesen Aufmacher war ein Mann »gestolpert«, der Tausende von Meilen entfernt wohnte, und zwar in London. Dieser Mann war ebenfalls von Beruf Reporter, arbeitete aber in keinem festen Angestelltenverhältnis, sondern als freier Mitarbeiter für verschiedene Zeitungen und Magazine. Seine Artikel waren in der internationalen Presse zu einem Markenzeichen geworden, sein Name hatte Gewicht, und wenn Bill Conolly sich einmal auf eine Spur gesetzt hatte, hielt er auch durch.

Zu seinem Job gehörte es, sich jeden Tag die bekanntesten internationalen Zeitungen zu besorgen. Interessante Artikel schnitt er aus und sammelte sie.

Und natürlich auch den Bericht, den dieser in Frisco lebende Kollege geschrieben hatte.

Bill ging noch einen Schritt weiter. Kaum hatte er den Artikel gelesen, griff er zum Telefon, um bei Scotland Yard anzurufen, denn dort saßen Freunde von ihm.

Seine Enttäuschung war groß, als er hörte, dass sich John Sinclair und Suko nicht in London befanden. Man erwartete sie aber am nächsten Tag aus Schottland zurück.

Ausrichten ließ Bill ihnen nichts, aber er würde mit ihnen über den bewussten Artikel sprechen, das hatte er sich fest vorgenommen.

***

London hatte uns wieder!

Ein winterlich kaltes, schneebedecktes London, das wir so gar nicht vermisst hatten, denn zu Beginn des Jahres hatten wir uns zu einem Urlaub entschlossen.

Shao, Suko und ich waren nach Schottland gefahren, wohnten in dem Ort, wo meine Eltern lebten, und spannten einmal so richtig aus. Fünf Tage Urlaub. Fünf Tage keine Dämonen, das war schon etwas, das konnte sich hören und sehen lassen.

Wir gingen viel spazieren, übten uns im Langlauf, aßen gut und nahmen auch zu.

Am Abend musste ich meinem Vater von den letzten Fällen berichten. Ich erzählte ihm vor allen Dingen über unser Tokio-Abenteuer und über die Templer, die ich kennen gelernt hatte, als ich in Frankreich den Herold des Satans traf.

In Lauder, wo meine Eltern lebten, war es ruhig geblieben. Akim Samaran, der hier sein Todeswasser hatte ausprobieren wollen, war nicht mehr erschienen, und so genossen wir die Tage, die viel zu schnell herumgingen. Meine Mutter hatte uns natürlich nicht ziehen lassen, aber die Pflicht rief nun mal, und so fuhren wir wieder in Richtung London.

Wir hatten den Nachtzug genommen, sodass wir am Vormittag in der Millionenstadt eintrafen.

»Am liebsten würde ich wieder zurückfahren«, sagte Shao. »Die Luft hier ist ja schrecklich.«

»Wenn du willst«, meinte Suko. »Die alten Sinclairs würden sich bestimmt freuen. Sie haben dich in ihr Herz geschlossen.«

»Nein, nein, ich bleibe bei dir.« Shao hakte sich bei ihrem Partner ein. »Jemand muss ja auf dich aufpassen.«

»Das darfst du nicht so eng sehen.«

Ein Taxi brachte uns nach Hause. Wir stellten die Koffer ab, stiegen in meinen Bentley und fuhren ins Büro. Vom Wagen aus rief ich an, und Glenda Perkins, unsere Sekretärin, erklärte uns, dass bereits jemand auf uns wartete.

»Wer denn?« fragte ich.

»Das wirst du schon sehen.«

»Ist bestimmt keine unangenehme Überraschung«, meinte Suko.

»Dann hätte sie anders reagiert.«

»Glaube ich auch.«

Trotzdem waren wir beide gespannt und fühlten uns eigentlich schon wieder mittendrin, auch wenn Suko hin und wieder noch von den vergangenen Tagen sprach.

Gegen Mittag erreichten wir unser Ziel, schon einigermaßen erschöpft, da der Verkehr kaum auszuhalten gewesen war.

Glenda saß im Vorzimmer und strahlte uns an. »Da kommen ja die Urlauber!« rief sie. »Gut erholt?«

»Du hast uns gefehlt«, sagte ich und begrüßte sie.

Glendas Gesicht lief rot an, als sie mich umarmte und ich ihre weichen Lippen an meinen Wangen spürte.

»Wenn ich meine Sekretärin früher so willkommen geheißen hätte, wäre aber was los gewesen!«

Gesprochen hatte unser Besucher, und dessen Stimme kannten wir verdammt gut.

»Conollys Bill!« stöhnte ich und drückte Glenda zur Seite. »Meine Güte.«

Der Reporter lehnte in der Tür und grinste breit. »In Lebensgröße sogar, meine Lieben.«

»Aber Glenda hat von einem Besucher gesprochen und nicht von einem Quälgeist«, fuhr ich fort.

»Willst du mich wirklich so bezeichnen?«
»Immer.«
»Was sagst du dazu, Suko?«
»Ich schließe mich der Meinung meines Vorredners an.«
Bill schüttelte den Kopf. »Da sieht man wieder, wie sehr Umgang doch den Menschen formt. Früher warst du mal einrichtig netter Kollege. Seit du aber mit diesem komischen Geisterjäger namens Sinclair zusammen bist, hast du dich stark verändert.«
»Danke für die Blumen.«
Wir betraten unser Büro. Es roch nach Kaffee und Rauch. »Wie viele Tassen hast du denn schon getrunken?« fragte ich Bill.
»Vier.«
»So lange hockst du schon hier?«
»Draußen war es mir zu kalt.«
»Du hättest ja auch in einen Pub gehen können.«
»Das kostet Geld.«
»Hält dich Sheila knapp?«
»Und wie.«
»Na denn.« Ich ließ mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen, den ich überhaupt nicht vermisst hatte, und übersah geflissentlich den Papierberg, den man uns auf den Schreibtisch gelegt hatte. Sir James war nicht im Haus, er würde erst gegen 15 Uhr zurückkehren, sodass wir uns bei ihm nicht zurückzumelden brauchten.
»Aber die Zeitungen lässt du liegen«, sagte Bill.
»Wieso?«
»Ich bin ihretwegen zu euch gekommen. Ich habe schon alles der Reihe nach hingelegt. Lies dir die Artikel mal durch. Du wirst bestimmt staunen.«
»Wie du meinst.«
Zuerst las ich die Überschriften. Suko war hinter mich getreten. Es dauerte einige Minuten, bis wir fertig waren.
»Was sagt ihr?« fragte Bill.
»War diese Lizzy wirklich eine Hexe?«
»Möglich.«
»Wenn ja, was geht es uns an?« fragte Suko.
»Sehr viel sogar. Denk mal nach. Jane Collins wohnt ganz in der Nähe. Ich habe mir gedacht, dass der Tod dieser Lizzy unter Umständen auch mit ihr im Zusammenhang stehen könnte. Oder nicht?«
»Ja«, murmelte ich. »Da könntest du Recht haben.«
»Ich gehe sogar noch weiter, John. Wenn ich du wäre, würde ich nach Frisco fahren.«
»Zu Jane?«
»Sicher.«

»Dort ist Yakup, der sie beschützt. Wir waren mit ihm in Japan zusammen. Jane geht es gut.«

Suko tippte auf meine Schulter. »John, wir waren mit ihm zusammen, das stimmt, und Jane ist allein im Kloster zurückgeblieben. Es waren Yakups Leute bei ihr, klar, aber er selbst nicht. Daran sollten wir denken.«

»Suko hat Recht, John.«

Ich überlegte und nickte. »Ja, wenn ich näher darüber nachdenke, ist es wohl besser, wir forschen nach.«

»Anrufen!«

Ich grinste Bill an. »Du bist ja heute wieder ein unheimlicher Gedankenleser.«

»Kannst du wohl sagen.«

Die lange Telefonnummer kannte ich nicht auswendig. Ich hatte sie mir aber aufgeschrieben. Ein Gespräch nach Übersee ist auch heutzutage noch ein wenig Glücksache, aber ich hatte das Glück und kam durch. Nur hob niemand ab.

Die gespannten Gesichter meiner beiden Freunde wurden ebenfalls immer länger.

»Ist keiner zu Hause?« fragte Bill.

»Sieht so aus.« Ich legte den Hörer wieder auf.

»Dann müssen wir hin!« sagte der Reporter.

»Auf diesen einfachen Verdacht?« Ich lachte auf. »Diese Reise genehmigt man mir nicht.«

»Flieg privat.«

»Ich will den Rest des Monats auch noch essen.«

»Die Karten schenke ich dir, John. Ich will auch hin und…«

»Erst werden wir mit Sir James reden müssen. Alles andere kannst du vergessen.«

Der Reporter blickte auf seine Uhr. »Wann kommt er zurück? Gegen drei. Das ist noch eine Stunde hin.«

»Die auch vorbeigeht«, sagte Glenda, als sie das Büro betrat und drei Tassen auf dem Tablett stehen hatte. In zweien befand sich Kaffee, in einer Tee. Er war für Suko.

Als ich den ersten Schluck genommen und meine Augen verdreht hatte, gab ich einen Kommentar ab, der Glenda etwas verlegen, zugleich aber auch stolz machte. »Jetzt weiß ich, was mir in den letzten Tagen gefehlt hat. Nichts gegen meine Mutter, aber du kochst den besseren Kaffee.«

***

Jane Collins atmete tief durch und hörte neben sich das Lachen des 15-jährigen Ali. Sie blickte durch die Scheibe auf die Autoschlange, die sich vor der Ampel gestaut hatte, und wusste, dass die Großstadt

sie jetzt endgültig geschluckt hatte.
»Na?« fragte Ali, »wie fühlst du dich?«
»Ich habe ein schlechtes Gewissen.«
»Wieso?«
»Yakup gegenüber. Ich hatte ihm versprochen, im Kloster zu bleiben, aber jetzt haben wir das Versprechen gebrochen und sind nach Frisco gefahren. Das bereitet mir Sorge.«
»Braucht es aber nicht.«
»Und wieso nicht?«
»Weil Yakup sich irgendwo in Tokio herumtreibt und nichts von sich hören lässt.«
»Das wird schon seine Gründe haben.«
»Ich weiß nicht, was du dich aufregst. Du hast John Sinclair Bescheid gegeben. Der ist sicherlich nach Japan geflogen und hat Yakup längst gefunden. Er ist nämlich klasse, weißt du?«
Jane drehte den Kopf und lächelte verloren. Sie blickte den neben ihr sitzenden Ali an. Er war ein hübscher Junge geworden mit seinem braunen Kraushaar, den großen Augen und der dunklen Haut.
Dunkler jedenfalls als die eines Mitteleuropäers. »Ich weiß es, Ali, ich weiß es sogar sehr genau. Lange genug war ich mit ihm zusammen.«
»Und jetzt denkst du noch oft an ihn?«
»Möglich.«
»Du musst fahren, Jane.« Ali deutete nach vorn durch die Scheibe des Geländewagens. Es war ein Buick Wildcat, den sie fuhren. Ein für die Gegend des Klosters praktisches Gefährt, mit dem man auch schlechte Wegstrecken überwinden konnte.
Sie waren über die Golden Gate gefahren. Für Ali noch immer ein Erlebnis, diese Brücke zu benutzen. Jetzt lag Frisco vor ihnen, und Jane hatte Ali versprochen, in der Stadt einzukaufen. Der Junge war in der letzten Zeit gewachsen. Er brauchte Hosen, T-Shirts und Pullover. In den anderen sah er aus wie eingeklemmt.
Frisco quillt auch im Winter über. Zwar verirren sich nicht ganz so viele Touristen in die Stadt wie in den Sommermonaten, aber es war noch immer genügend los.
Bevor sie die Gegend erreichten, wo die großen Geschäfte und Einkaufszentren lagen, gerieten sie noch einige Male in Staus.
Jane machte sich Sorgen, das hatte Ali richtig erkannt. Sie sorgte sich sogar sehr, denn Yakup war verschwunden und bisher noch nicht zurückgekehrt. Auch von John Sinclair hatte sie noch keine Nachricht erhalten, ob die Suche Erfolg gezeigt hatte, und so waren Tage voll fieberhafter Ungeduld vergangen, in denen sich nichts getan hatte. Im Prinzip war Jane dem Jungen dankbar dafür, dass er sie hatte überreden können, in die Stadt zu fahren, denn die Einsamkeit des Klosters konnte sie nicht immer ertragen.

Einige Parkhäuser waren belegt. Ali entdeckte schließlich eines, vor dessen breiter Eingangsfront das grüne Zeichen blinkte. »Da musst du rein, Jane!«

Auf dem obersten Deck fanden sie noch einen Platz. Hier wehte ein kalter Wind, denn das Deck war nur an einer Seite geschützt.

Jane zog ihren dicken Mantel an und wickelte den Schal um den Hals. Auch Ali hatte sich winterlich gekleidet, und er fasste nach Janes Arm wie ein Erwachsener. »Jetztwollen wir beide mal lostrampen. Wozu kann ich dich einladen?«

Jane lachte. »Du bist herrlich, Ali.«

»Ich meine es ernst.«

»Gut, dann nehme ich dich beim Wort. Wir suchen uns ein kleines Café und trinken dort etwas.«

»Einverstanden.«

In Frisco ein nettes Lokal zu finden war überhaupt nicht schwierig. In dieser Stadt am Pazifik wurden die leiblichen Genüsse sehr hoch gestellt. Man hatte so ein wenig die europäische und auch asiatische Lebensart angenommen.

So war es kein Wunder, dass sich Jane und Ali in ein Bistro verliefen. An den Wänden hingen Fotos von Paris. Die kleinen, runden Tische hatten Marmorplatten und die Stühle Rückenlehnen aus Korbgeflecht.

Ali spendierte den Kaffee, Jane legte noch ein Frühstück hinzu.

Für jeden zwei frische Croissants, dazu Butter, Konfitüre und Honig.

»Mann, das ist ja ein Fest«, sagte Ali und bekam glänzende Augen. »Im Kloster müssten wir so etwas auch einführen.«

»Dann wäre es ja kein Fest mehr.«

»Stimmt. Ich will auch nicht jeden Tag Geburtstag haben.«

Jane spürte, wie sich ihre Spannung löste. Ihr gefiel der Betrieb in dem kleinen Café. Menschen vieler Rassen und Hautfarben drängten sich an der Theke oder hockten an den runden Tischen. Die Gerüche waren nicht zu identifizieren, aber nicht unübel.

»Hier könnte ich sitzen bleiben«, sagte Jane lächelnd.

»Dir geht es gut, nicht?«

»Ja.«

»Das freut mich.« Ali zeigte jetzt ein ernstes Gesicht. »Jane, ich bin zwar noch jung, aber ich habe gespürt, dass du im Kloster einfach nicht glücklich bist. An manchen Abenden hast du traurig dagesessen und ins Leere gestarrt. Ich wurde dann auch immer traurig, weil ich dich doch so gern lachen sehe.«

»Ehrlich?«

Ali nickte.

Spontan legte Jane einen Arm um die Schultern des Jungen und drückte Ali an sich. »Du bist einer meiner besten Freunde«, sagte sie.

»Was ist denn mit Yakup?«

»Wieso?«
»Willst du ihn nicht heiraten?«
Jane ließ sich Zeit mit der Antwort. Sie trank einen Schluck Kaffee und schüttelte dann den Kopf. »Nein, Ali, ich glaube nicht, dass ich ihn heiraten könnte.«
»Wegen John Sinclair?«
Die Detektivin lächelte. »Du weißt schon sehr viel für dein Alter, aber es ist nicht allein John. Es hängt auch mit anderen Dingen zusammen. Yakup ist sehr lieb und nett, ein prima Freund, aber für mich kein Ehemann. Ich glaube, das weiß er selbst. Er hat zudem nie den Versuch unternommen, sich mir zu nähern, wenn du verstehst, was ich damit meine.«
»Klar, das weiß ich.« Ali legte seine Stirn in Falten. »Dann könnte es auch sein, dass du irgendwann einmal das Kloster verlässt, um wieder nach London zu gehen?«
»Ja«, erwiderte Jane Collins gedehnt, »das wäre sogar möglich. Aber nicht sofort.«
»Meine ich auch. Jetzt wollen wir erst noch einkaufen.«
»Sicher.«
Gezahlt hatten sie schon. Als sie aufstanden, wurden ihre Plätze sofort wieder belegt. Draußen empfing sie ein steifer Wind, und sie legten die Schals um.
Dann stürzten sich die beiden in den Trubel. Die Auswahl war riesig.
In einem mit Leuchtreklame ausgefüllten Jeansladen kaufte Jane für Ali zwei Hosen und einen Pullover. Jane selbst hatte keine Lust, sich irgendwelche Sachen auszusuchen, denn im Kloster brauchte sie nichts, und den Weg in die Stadt fand sie immer seltener.
So gingen sie nur bummeln, und Jane verschaffte sich einen ersten Überblick, was die neue Frühjahrsmode brachte.
Einige Modelle gefielen ihr sogar, schließlich probierte sie ein enges Kleid an, das ihr sehr gut stand.
Jane fühlte sich wieder als Mensch und auch als Frau, aber sie kaufte es nicht und sagte, dass sie noch einmal wiederkommen würde.
»Das tust du doch nicht«, meinte Ali, als sie draußen waren. »Die Ausrede kenne selbst ich.«
»Möglich.«
Es war bereits viel Zeit vergangen und schon hoher Nachmittag.
Die Luft roch nach Schnee. Bunte Lichter hellten den grauen Tag auf. Bald würden die Büros schließen, dann gab es den großen Run und die gewaltigen Staus.
Die wollten Jane und Ali umgehen. Deshalb beeilten sie sich, in das Parkhaus zu kommen.
Ali öffnete die Tür und zuckte zurück.
»Was ist?« fragte Jane.

»Der Wagen war offen.«
Die Frau wurde blass. »Was sagst du da? Wieso?« Sie ging um den Wildcat herum und blieb neben Ali stehen. Der hielt seine Hand an der offen stehenden Tür. »Bist du dir sicher?«
»Klar.«
Jane untersuchte das Schloss. Kratzer fand sie keine, auch war aus dem Wagen nichts gestohlen worden. »Das verstehe ich nicht«, murmelte Jane und schüttelte den Kopf.
»Ich sehe mal unter dem Wagen nach«, sagte Ali. »Vielleicht ist eine Bombe angebracht worden.«
»Mal den Teufel nicht an die Wand.«
»Hör nur mit dem Teufel auf.«
Da hatte Ali Recht. Den Teufel sollte Jane wirklich aus dem Spiel lassen. Er hatte ihr schon Ärger genug bereitet, und sie wusste auch, dass er sie noch immer im Visier hatte. Bei ihm stand noch eine alte Rechnung offen, die er Jane irgendwann einmal präsentieren würde.
Sie hatte sich zusammen mit Ali nach Frisco begeben, obwohl sie genau wusste, wie gefährlich das war. Es liefen in Frisco genügend Hexen herum, die nur darauf warteten, sie zu entdecken und zu verraten.
Plötzlich war ihr das Parkdeck nicht mehr geheuer. Es war auch kein anderer zu sehen. Die Wagen standen dicht an dicht, doch mit genügend Spielraum dazwischen, wo sich jemand verstecken konnte.
Über Janes Rücken rann ein Frösteln. Sie hatte das Gefühl, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden, aber das war wohl nur Einbildung und ein Resultat ihrer Angst.
Sie bückte sich. Unter dem Wagen ragten Alis Füße hervor. »Hast du etwas entdeckt?«
»Nein.«
»Dann komm wieder da weg.«
Ali krabbelte zurück. Er klatschte in die Hände. »Ich sehe mir nur noch den Motor an.«
»Ja, tu das.«
Unter der Haube fand er auch nichts. Als Ali sie zuhämmerte, sagte er in das Echo hinein: »Vielleicht habe ich mich doch getäuscht. Ist ja alles möglich.«
»Steig ein.«
Wenig später rollten sie aus dem Garagenkomplex. Jane fühlte sich nicht gut. Sie war nervös und blickte öfter in die Spiegel als auf der Hinfahrt. Es war so gut wie unmöglich, einen Verfolger zu entdecken, zu zahlreich und vielfältig waren die hinter ihnen fahrenden Autos. Außerdem wechselten sie ständig.
Es dauerte sehr lange, bis sie eine der großen Ausfallstraßen erreicht hatten und auf die Golden Gate zurollten. Über sie gelangten sie auf

die andere Seite der Frisco Bay und konnten von dort aus in die Berge fahren, wo das Kloster lag.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Ein graublauer Himmel lag über dem Land. Von Osten trieben Schneewolken heran.

Der Verkehr nahm ab, die Gegend wurde einsamer, die Straßen kurvenreicher, das Gelände bergig. Im Sommer war es herrlich, hier entlangzufahren, der Winter brachte seine Tücken mit.

Besonders dort, wo die Sonne nicht hinschien, schimmerte bläuliches Eis auf der Fahrbahn. Jane wich diesen Stellen aus.

Bald musste sie auf einen schmalen Weg abbiegen. Zu beiden Seiten erhoben sich die Wände. Man hatte den Eindruck, durch einen Canyon oder eine Schlucht zu fahren.

Auch Jane erging es so. Obwohl sie die Strecke kannte und sich an sie gewöhnt hatte, war sie an diesem frühen Abend nervöser als sonst. Sie sprach nicht, fuhr sehr konzentriert und blickte angestrengt auf den blassgelben Scheinwerferteppich des Wildcat.

Ali merkte natürlich, was mit Jane los war. »Es dauert nicht mehr lange«, erklärte er. »Das meiste haben wir hinter uns.«

»Klar.« Jane lächelte, doch dieses Lächeln gefror ihr auf den Lippen, als sie das Hindernis sah.

»Ein Mensch!«

Der rechte Fuß der ehemaligen Hexe drückte das Pedal nieder, und der Wildcat kam zum stehen.

»Der ist tot«, flüsterte Ali.

»Woher weißt du das?«

»Das sehe ich doch.«

Jane schluckte und sprach mit belegter Stimme: »Okay, Ali, du bleibst im Wagen, während ich aussteige und mir die Sache genauer ansehe. Wenn es wirklich ein Toter ist, können wir ihn hier nicht liegen lassen, das weißt du ja.«

»Na klar.«

Janes Nervosität steigerte sich schon zur Angst, als sie die Tür öffnete und ausstieg. Sie konnte sich das Auftauchen des Toten nicht erklären.

Nicht zum ersten Mal war ihr die enge Schlucht unheimlich. Jane hatte das Gefühl, zwischen den Felswänden in einer großen Falle zu stecken.

Vielleicht wäre sie auch weggelaufen, wenn sie nicht die Verantwortung für Ali gehabt hätte.

Mit vorsichtigen Schritten näherte sie sich der einsam daliegenden Gestalt. Sie lag etwas gekrümmt, sodass der Kopf nicht zu sehen war.

Bevor sich Jane bückte, um den Liegenden zu untersuchen, sah sie sich noch einmal um.

Lauerten dort in den Schatten der Felsen vielleicht irgendwelche Feinde?

Sie konnte keine Antwort darauf geben, musste abwarten und sich auf das Glück verlassen.

Jane ging in die Knie. Sie hielt einen Arm ausgestreckt, fasste die Schulter der Gestalt an und drehte sie herum. Schwer rollte der Körper auf den Rücken, und aus Janes Mund drang plötzlich der gellende Schrei, der wie ein Alarmruf durch die Schlucht schmetterte.

Sie war entsetzt und geschockt zugleich.

Die Leiche hatte keinen Kopf mehr!

***

Jane sah auch kein Blut, keine Sehnen, weder Knochen noch Adern.

Sie sah überhaupt nichts, bis auf diesen schwarzen Kreis, in dessen Mitte es anfing zu strudeln und zu brodeln, sodass ein Trichter entstand, in den sie fast hineingefallen wäre, hätte sie nicht jemand plötzlich festgehalten.

Es war Ali.

»Jane, verdammt, das kann ich nicht glauben.« Ali hatte Mühe, seine Tränen zurückzuhalten und sein Entsetzen zu verbergen. Für den Jungen war es ein vielleicht noch größerer Schock gewesen, eine Leiche ohne Kopf zu sehen.

Er zog Jane zurück und drehte sie herum, sodass beide der Leiche den Rücken zudrehten. Ali hörte Jane heftig atmen, er spürte auch ihr Zittern und stellte fest, dass sie sich allein wohl kaum mehr auf den Beinen halten konnte.

Jane ließ sich von Ali führen wie ein kleines Kind, bis er sie schließlich gegen den Wildcat lehnte.

Sie hielt den Kopf gesenkt, das lange, blonde Haar hing wie ein Vorhang vor ihrem Gesicht, und erst langsam erholte sie sich von dem fast unmenschlichen Schock.

»Es war eine Frau«, flüsterte sie.

»Ich weiß.«

»Warum?« flüsterte sie. »Warum hat man sie uns vor den Wagen gelegt? Das ist doch grausam.«

»Keine Ahnung, Jane.«

Sie lachte plötzlich bitter. »Vielleicht, Ali, hat man sich auch nur vertan, verstehst du?«

»Nein.«

Jane legte ihre Hände auf seine Schultern. Er war schon so groß wie sie geworden. »Das ist doch ganz einfach. Ich hätte an ihrer Stelle dort liegen müssen.«

»Das glaubst du selbst nicht.«

»Doch, ich glaube es. Ich hätte an ihrer Stelle dort liegen müssen. Möglicherweise haben sie sich nur vertan. Ein Irrtum, der mir das Leben gerettet hat. Eins weiß ich, Ali, wir sind auch hier in den

Bergen nicht sicher, glaub mir das.«
»Vielleicht irrst du dich.«
»Nein, nein, nein!« Sie schüttelte so heftig den Kopf, dass ihre langen Haare gegen das Gesicht des Jungen flogen. »Wer sollte in dieser verlassenen Gegend schon etwas zu suchen haben?«
»Das waren vielleicht Gangster, die eine Zeugin aus dem Weg räumen mussten.«
»Glaubst du tatsächlich daran, Ali?«
»Nein.«
»Ich auch nicht.«
Der Junge, durch die Erlebnisse schon gereift, dachte praktischer.
»Wir müssen jetzt weiterfahren, Jane. Versuche, um die Leiche herumzukurven.«
»Mal sehen.« Jane reckte sich und hob auch den Kopf an. Ihre Wangen waren nass, und noch immer rannen Tränen aus ihren Augen. Sie zog die Nase hoch, wollte sich an Ali vorbeidrücken, als beide plötzlich die gewaltige Stimme vernahmen, die durch die Schlucht hallte.
»Jane Collins! Jetzt holen wir dich!«

***

Es war der zweite Schock innerhalb weniger Minuten, und er traf sie fast noch schlimmer als der erste. Diese unheimliche und hohl klingende Stimme erfüllte die gesamte Schlucht. Sie warf sogar ein Echo, das zwischen den Wänden wetterte, sodass sich die ausgesprochene Drohung mehrere Male wiederholte.
Jetzt holen wir dich!
Jane ballte die Hände. Auch Ali hatte Angst. Sein Gesicht zeigte das Entsetzen, das er empfand. »Wer kann das gewesen sein?« hauchte er.
»Ich kenne ihn nicht. – Komm, wir fahren!«
Jane überlegte keine Sekunde länger. Es war möglicherweise die einzige Chance, die sie hatten. Schnell in den Wagen zu klettern und dann nichts wie weg.
Die Türen standen offen. Jane hatte den Zündschlüssel stecken lassen. Sie brauchte ihn nur zu drehen, und der Motor sprang an.
Ali und sie knallten die Wagenschläge zu, Jane fasste nach dem Zündschlüssel – und griff ins Leere.
Der Schlüssel war verschwunden!
»Neeeiiinnn!« Plötzlich brach es aus ihr hervor. Sie schrie, weil sie nicht anders konnte, und trommelte dabei mit beiden Fäusten gegen den Lenkradring.
Auch Ali war dieser Schock tief in die Knochen gefahren. Er aber beherrschte sich, sagte nichts und handelte. Er beugte sich zur Seite, um auf dem Boden vor dem Sitz nachzuschauen. Möglicherweise war

der Schlüssel aus dem Schloss gerutscht und lag auf der Matte.

Er sah ihn nicht. Dafür vernahm er Janes Stimme, die so anders und fremd klang.

»Ali, da kommt jemand!«

Über den Rücken des Jungen rann eine Gänsehaut, und sie verstärkte sich noch, als er nach vorn sah, durch die Scheibe blickte und erkannte, wer neben der kopflosen Leiche stand.

Die Gestalt wurde voll vom Licht der beiden Scheinwerfer getroffen und hob sich konturenscharf vom dunklen Boden ab.

Es war ein Henker!

Eine furchtbare Gestalt, den Kopf unter einer schwarzen Kapuze verborgen, die nur zwei Sehschlitze freiließ und eine noch schmalere Öffnung für den Mund. Die ganze Gestalt schien der Hölle entsprungen zu sein. Am schlimmsten aber war das gewaltige Beil, auf dessen langen Griff sich der Henker stützte. Ein mörderisches Instrument, mit dem er sicherlich die Frau geköpft hatte.

Dies alles schoss Jane durch den Kopf, während sie regungslos im Wagen saß und Tränen an ihren Wangen entlangliefen. Sie litt unter einer furchtbaren Angst und auch unter dem Wissen, dass es weder ihr noch Ali gelingen würde, dieser Gestalt zu entkommen.

Der Henker hatte die rechte Hand auf den Griff seiner Mordwaffe gelegt, seine linke war frei, und die hob er jetzt an, streckte sie aus und krümmte den Zeigefinger. Er bewegte ihn vor und zurück. Die Geste war klar.

Auch Ali hatte sie verstanden. »Du sollst aussteigen, Jane!«

»Ich bleibe!«

»Sie werden uns holen!«

»Meinetwegen.«

»Kennst du sie?«

»Nein, ich habe sie nie gesehen. Ich habe keine Ahnung, was er von mir will.«

Der Henker ließ seinen Arm wieder sinken. Er hatte keinen Erfolg errungen, doch ein anderer sorgte für eine weitere schlimme Überraschung.

Ein gewaltiger Schlag erschütterte plötzlich den Wagen. Der Wildcat war am Heck getroffen worden. Ein schwerer Gegenstand hatte die Tür eingebeult und nach drei weiteren Hieben zerstört.

Auch die Reifen wurden zerfetzt. In den folgenden Sekunden gingen Scheiben zu Bruch. Kleine Splitter flogen ins Innere und den beiden Menschen um die Ohren.

Ali und Jane hatten das Gefühl, auf feurigen Sitzen zu hocken.

Der Henker vorn stand unbeweglich, aber ein anderer räumte weiter auf und drosch gegen den Wildcat.

Der Junge hatte die Nerven, sich umzudrehen. Er sah nur den Umriss

des Kopfes, aber das reichte ihm völlig. Denn auch der andere trug eine schwarze Kapuze.

»Es sind zwei Henker!« schrie er.

Jane nickte nur. Ihre Augen befanden sich in Bewegung. Sie wusste nicht, was sie unternehmen sollte. Die Furcht krampfte in ihrem Innern alles zusammen. Wenn sie im Wagen blieb, wurde sie getötet, wenn sie ausstieg, widerfuhr ihr das gleiche Schicksal.

Und der zweite Henker näherte sich. Er ging an der Seite des Wagens entlang, wo sich das Lenkrad befand.

»Ich laufe weg!« schrie Jane. »Versuch du auch, in der Dunkelheit zu verschwinden.« Beim vorletzten Wort hatte sie die Tür aufgestoßen. Dass der Wagenschlag den Henker erwischte, sah sie nicht.

Sie hätte sich auch nicht daran gestört. Mit einem verzweifelten Sprung warf sie sich aus dem Wildcat, kam zum Glück auf die Füße, lief aber nicht zurück, sondern nach vorn.

Sie hörte Ali noch schreien, der ebenfalls ins Freie gesprungen war und wegrannte.

Er kam nicht sehr weit.

Auf einmal stand die dritte Gestalt vor ihm. Sie trug einen schwarzen Umhang, und Ali sah sie in der Finsternis der Schlucht erst im letzten Moment.

Sie war größer als er. Sein Blick glitt in die Höhe, er sah das Gesicht, nein, kein Gesicht, es war ein Knochenschädel mit weißen Augen!

Ali schrie.

Eine Knochenhand schnellte vor und legte sich um seine Kehle.

Der Schrei erstickte, und die Finger drückten zu.

Ali bekam keine Luft mehr. Die Beine gaben unter ihm nach. Er sackte zu Boden und wurde endlich losgelassen. Die Knochengestalt in dem dunklen Talar aber ging weiter. Der Junge hatte sie nicht interessiert, die Frau war wichtiger, mit ihr wollten sie abrechnen.

Und Jane Collins war nur die Flucht nach vorn geblieben.

Vielleicht konnte sie einen Bogen schlagen und an dem im Scheinwerferlicht stehenden Henker vorbeihuschen.

Der aber bewegte sich.

Jane rannte.

Hinter sich hörte sie ebenfalls Schritte. Auch der zweite Henker hatte die Verfolgung aufgenommen.

Erwischt wurde sie aber von dem ersten. Und dies mit einem simplen Trick.

Die Gestalt schob ihr rechtes Bein vor und klemmte den Fuß zwischen Janes Beine.

Jane Collins merkte noch, wie das fremde Bein in die Lücke zwischen ihren Waden geriet, dann verlor sie den Boden unter den Füßen, ruderte noch mit den Armen, aber es war ihr unmöglich, sich auf den

Beinen zu halten.

Der Boden war felsig, uneben. Das merkte Jane sofort, als sie aufschlug. Aus ihrem Mund drang ein Schrei des Schmerzes. Mit dem Kinn traf sie auf eine harte Kante, aber sie wollte wieder hoch. Der Henker vereitelte es.

Plötzlich blieb Jane Collins so still liegen, als hätte man sie in einen Sarg gesteckt. Etwas Kaltes hatte ihren Nacken berührt und zuvor einen Teil der langen Haare gekappt.

Die ehemalige Hexe wusste genau, um welch einen Gegenstand es sich dabei handelte.

Das musste einfach das Beil sein!

Starr und gleichzeitig verkrampft blieb sie liegen. Der Überlebensinstinkt sagte ihr, nur kein Risiko einzugehen, wenn sie am Leben bleiben wollte.

So blieb sie dann in dieser demütigenden Bauchlage und dachte an Ali und an seinen Schrei, der plötzlich erstickt war.

Ob man ihn getötet hatte?

Jane glaubte zu spüren, wie eine unsichtbare Faust ihr Aluminiumherz zusammenpresste. Nein, sie durfte nicht an den Tod denken, nicht an ihren und nicht an das Schicksal des Jungen.

Sie nahm die Kälte doppelt wahr. Einmal die äußere, zum anderen die innere Kälte, dieses Wissen, es einfach nicht mehrschaffen zu können. Das negative Gefühl, das so schrecklich in ihr wütete und sie gleichzeitig hilflos machte.

Und sie hörte Schritte.

Janes Sinne waren trotz allem noch gespannt, deshalb konnte sie genau heraushören, dass es sich nicht um eine, sondern um zwei Personen handelte, die sich ihr näherten.

Also waren es drei gewesen, die auf sie gelauert hatten.

Drei Henker vielleicht?

Ihr Hals wurde noch trockener. Sie konnte sich noch immer nicht vorstellen, wo diese Typen herkamen, wer sie geschickt hatte. Sie wusste nur, dass sie von ihr den Tod wollten.

Als Rache für Wikka.

Eine widersinnige, unmögliche Rache, denn Jane traf an Wikkas Vernichtung nicht die Spur einer Schuld. Die Oberhexe hatte sich ihr eigenes Schicksal selbst zuzuschreiben gehabt. Sie war mit einer magischen Feuerschlinge gehängt worden.

Die Schritte verstummten, und Janes Gedanken kehrten zwangsläufig in die Gegenwart zurück.

Dann hörte sie die Stimme. Es war genau die, die sie auf eine so schaurige Art und Weise willkommen geheißen hatte.

»Steh auf, Jane Collins!«

Nach diesem Befehl verschwand der kalte Stahl aus ihrem Nacken,

sodass sie sich bewegen konnte. Es fiel ihr nicht leicht, auf die Füße zu gelangen.

Vier Beine sah sie vor sich.

Sie gehörten den beiden Henkern, die sich vor ihr aufgebaut hatten.

Dann musste der Sprecher entweder seitlich oder aber hinter ihr stehen.

Tief saugte sie die Luft ein. In ihrem Kopf verspürte sie plötzlich einen harten Druck. Zwischen Magen und Kehle saß ebenfalls etwas fest, das sie einfach nicht herunterschlucken konnte.

Dann stand sie und wunderte sich darüber, dass sie nicht zusammenbrach. Aber in ihrem Körper musste noch ein alter Rest dieser Energie stecken, die sie früher schon ausgezeichnet hatte.

»Dreh dich um, ich will dich ansehen!«

Jane folgte dem Befehl. Sie hatte einen dritten Henker erwartet, doch sie starrte plötzlich gegen einen gelblichen Totenschädel mit weißen, beherrschenden Augen.

Eine Eisnadel schien in ihr Kunstherz zu fahren, so sehr erschrak Jane über diesen furchtbaren Anblick. Schwindel erfasste sie, ließ sie schwanken. Es waren die Hände der Henker, die rasch Zugriffen, um sie zu halten.

Das Monster mit dem Skelettkopf starrte sie an. Sie alle vier standen noch im Restlicht der Scheinwerfer, deshalb konnte Jane jede Einzelheit erkennen.

Die weiße Halskrause unter dem Knochenschädel, die ebenfalls weißen Rüschen an den Ärmelöffnungen, dieses Monster vor ihr trug keinen Mantel, sondern einen Talar.

Wie die Richter.

War er ein Richter?

Ja, das passte zusammen. Ein Richter und zwei Henker. Und sie, Jane Collins, war die Angeklagte.

»Wir haben dich lange gesucht, mussten viele Schwierigkeiten aus dem Weg räumen, aber endlich sind wir fündig geworden. Jetzt entkommst du uns nicht mehr. Du befindest dich in unserer Hand. Wir werden Wikka rächen. Wir allein.«

Jedes Wort klang wie eine dumpfe Drohung. Und Jane glaubte nicht daran, dass dieser unheimliche Richter log. Der hatte seine dämonische Pflicht voll erfüllt.

Er sprach weiter. »Wir werden dich nicht hier töten, sondern haben uns eine standesgemäße Richtstätte für dich ausgesucht. Du wirst dort dein Leben verlieren, wo schon viele vor dir gestorben oder einfach krepiert sind. Dort halten wir Gericht über dich, und die Stunde deiner Verurteilung bestimmen wir allein. Hast du verstanden? Wir!«

Jane nickte.

Dann sah sie, wie der Richter seinen rechten Arm ausstreckte und der

gelbliche Knochenfinger auf ihre Brust wies. Der Befehl aber galt den beiden Henkersknechten.

»Schafft sie weg.«

Sofort wurden ihre Griffe härter. Ein Ruck durchzuckte Janes Körper, als sie in eine Schräglage gezogen wurde und mit den Hacken über den steinigen Felsboden schleifte.

Und ihre Schreie verhallten ungehört in der Weite der Schlucht.

***

Er hörte das Wispern und Raunen. Er spürte etwas Kaltes an seinen Lippen, die durch irgendeinen Gegenstand geöffnet wurden, und er schluckte automatisch das hinunter, was ihm eingeflößt wurde. Es war ein bitteres Getränk.

Ali trank, aber schnell wurde ihm die Flasche weggenommen. Dafür tasteten Hände nach seinem Hals und begannen damit, ihn zu massieren.

Einige Finger glitten über seine Wangen, andere massierten seine Brust, um den Puls wieder zu normalisieren.

Dann schlug Ali die Augen auf und wurde vom Schein einer Lampe oder Laterne geblendet.

»Er ist wach«, sagte jemand.

»Ja, das ist gut.«

Ali überlegte, woher er die Stimmen kannte. Er wusste nicht genau, wo er sie schon einmal gehört hatte.

»Ich werde ihn hochheben.«

Ali wurde auf die Füße gestellt. Ihn schwindelte. Sein Hals schien auf das Doppelte angeschwollen zu sein. Wenn er den Mund öffnete und tief einatmete, spürte er in seinem Hals das Kratzen und auch den Druck.

Er wollte sprechen, denn die Erinnerung kehrte zurück, doch einen Laut brachte er nicht hervor. Sie schleiften ihn zu einem Wagen. Seine Beine bewegten sich automatisch.

Irgendwo legten sie ihn nieder. Er wusste kaum, wo dies geschah.

Zum Glück befand sich unter seinem Rücken eine weiche Unterlage.

Zwei Männer blieben bei ihm undhielten ihn fest, während weiter vorn ein Motor angelassen wurde.

Ali schwebte zwischen Wachsein und Traum. Irgendetwas bewegte sich vor ihm, ohne dass er erkennen konnte, was es war.

Bilder formten sich in seinem Kopf und stiegen aus der Tiefe zu ihm empor. Er sah sich mit Jane im Wagen sitzen, erlebte noch einmal seine Flucht und die grässliche Gestalt, die ihn gewürgt hatte.

Jane!

Bei diesem Begriff verhakten sich seine Gedanken regelrecht. Und er schaffte es, den Namen zu flüstern.

Seine beiden Begleiter hatten ihn gehört, hakten sofort nach, aber Ali war nicht mehr in der Lage, eine weitere Antwort zu geben. Er wurde zwar nicht direkt bewusstlos, nur begriff er nicht, was mit ihm geschah.

Erst später, als sie ihn in das Kloster getragen hatten, kam er wieder zu sich.

Jemand hatte ihm eine kräftige Mahlzeit gekocht, eine Suppe, die er löffeln musste. Sie stärkte ihn und löschte gleichzeitig seinen Durst. Den Hals hatten ihm die Klosterschüler mit einer Salbe eingerieben. Ali konnte auch wieder schlucken, und der Hals schmerzte nicht mehr so stark wie noch vor Stunden.

Er konnte berichten.

Zu fünft saßen sie um ihn herum und hörten sich seine Erzählungen an. Sie gaben keine Kommentare, berichteten aber ihrerseits, dass sie sich Sorgen gemacht hätten und deshalb auf die Suche gegangen wären.

Sie hatten drei Dinge gefunden: Ali, die kopflose Frauenleiche und den zerstörten Wildcat. Aber von den Entführern hatten sie keine Spuren mehr entdecken können.

Ali hatte erwartet, Vorwürfe zu hören, die machten sie nicht. Sie sorgten sich nur um ihn und um Jane, und sie hofften, dass er bald wieder auf den Beinen war.

»Aber wollt ihr Jane nicht suchen?«

»Nein!« wurde ihm geantwortet. »Wir müssen auf Yakup warten. Wir bewegen uns hier in einem fremden Land, die Stadt ist groß. Weißt du, ob sie Jane dorthin geschafft haben?«

Alis Augen wurden groß. »Wer könnte es denn dann wissen?«

»Wir nicht.«

»Der weise Zii.«

Der Junge aus Marokko erntete ein mitleidiges Lächeln. »Keiner von uns würde sich trauen oder es wagen, die Totenräume des Klosters zu betreten, Ali. Das ist für uns eine verbotene Zone. Nur Yakup darf dorthin und mit den Geistern reden.«

»Ja«, murmelte Ali, »nur Yakup.«

In Wirklichkeit aber dachte er anders. Das aber sagte er den Freunden nicht. Er bat sie nur, ihn allein zu lassen. Dem Wunsch kamen sie auch nach.

Ali aber hatte einen bestimmten Plan…

***

Die Sorge um Jane Collins machte ihn fast verrückt. Er hatte sich als Beschützer der Frau gefühlt, auf sein Drängen hin waren sie in die Stadt gefahren. Wären sie im Haus geblieben, hätte der Überfall nie stattfinden können.

Das alles ging ihm durch den Kopf. Immer und immer wieder. Es steigerte sich, seine Gedanken kreisten, sie wurden zu einem regelrechten Wirbel, aus dem sich noch keine Lösung hervor schälte.
Was sollte er, der Fünfzehnjährige, unternehmen?
Nichts konnte er tun, gar nichts. Er brauchte die Hilfe seines Freundes und Ausbilders Yakup. Aber der befand sich in Japan, ebenso wie John Sinclair. Sie suchten die Krone der Ninja.
Es war schlimm, und die Stunden wurden für ihn zu einer quälenden Last.
Schließlich traf Yakup ein.
Er war sehr ernst geworden, noch ernster als früher. Außerdem spürte er, dass etwas geschehen war.
Ali berichtete dann. Als er vor Yakup stand, hatte er das Gefühl, ein Sünder zu ein. Er wäre am liebsten im Boden versunken. Da dies nicht möglich war, bat Yakup ihn, die Geschichte noch einmal genau zu erzählen.
Ali hielt sich daran. Er vergaß nichts. In der Erinnerung lief alles ab wie in einem Film. Jedes Bild war dabei präsent, jede einzelne Szene, auch die in der Tiefgarage, wo sie überrascht gewesen waren, den Wagen geöffnet vorzufinden.
Yakup hörte zu. Seinem Gesicht war nicht anzusehen, ob er sich aufregte oder nicht. Es blieb im Ausdruck gleich, ebenso wie der Blick, der forschend auf der Gestalt des Jungen ruhte.
»Und das war alles?« fragte er.
»So ist es, Yakup. Ich weiß, dass ich die Schuld an diesen Dingen trage. Aber ich kann nichts dafür, tut mir Leid.«
»Es macht dir niemand einen Vorwurf. Du bist jung, Ali, du hast das Recht gehabt, das Kloster verlassen zu dürfen. Auch kann ich Jane verstehen, dass sie einmal in die Stadt wollte. Es ist eben menschlich, aber sie hat nicht mehr an die Gefahren gedacht, die überall auf sie lauern. Die andere Seite hat weder vergessen noch vergeben. Daran sollten wir immer denken.«
»Und was willst du nun tun?« fragte der Junge.
»Wir werden sie suchen müssen. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, aber wir müssen sie finden.«
»Ja, das wäre gut. Ich helfe dir.«
»Nein.«
»Willst du den weisen Zii fragen?«
»Es ist meine einzige Chance.«
»Und die Krone der Ninja, die du besitzt. Kann sie nichts für dich tun, Yakup?«
»Sie ist eine gute, starke und nützliche Hilfe für mich. Eine gewisse Tarnkappe, aber ich kann durch ihre Hilfe nichts voraussehen, das müsste dir klar sein.«

»Tut mir Leid, dass ich fragte.«
Yakup stand auf. Er war ein breitschultriger Mann mit einem kantigen Gesicht. Den blonden, etwas fahl wirkenden Haaren nach zu urteilen, hätte kaum jemand vermutet, in Yakup einen Türken zu sehen. Aber er war Türke und hatte nur die fernöstliche Mentalität übernommen sowie deren Ausbildung und Lehre.
»Gehst du jetzt zu Zii?«
Yakup nickte.
»Soll ich hier warten?«
»Wenn du willst.«
Er lächelte nicht, wenn er sprach. Sein Gesicht blieb von einem für Ali erschreckenden Ernst. Ali blickte ihm nach, wie er mit langsamen Schritten zur Tür ging, diese aufzog und verschwand.
Für Ali begann die Wartezeit. Zii war die einzige Chance in diesem mörderischen Spiel. Wenn er keinen Ratschlag gab, dann war jede Spur verloschen. Deshalb hoffte Ali so stark auf den Geist dieses verstorbenen Weisen.
Die Zeit verstrich.
Ali hatte zu lesen versucht, er schaffte es nicht. Wenn er ein Buch in die Hand nahm, verschwammen sofort die Zeilen vor seinen Augen. Es war einfach nicht möglich, sich zu konzentrieren.
Und Yakup ließ sich Zeit. Ali wurde immer nervöser. Zwei Stunden waren schon vergangen. Es schneite. Ali schaute den Flocken zu, die lautlos aus den Wolken segelten und sich auf dem Boden zu einem weißen Teppich vereinigten.
Endlich kehrte Yakup zurück. Ali hatte die Schritte des älteren Freundes schon vor der Tür vernommen und starrte Yakup danach gespannt an, als er den Raum betreten hatte.
Dem kantigen Gesicht des Türken war keine Regung abzulesen.
Er hatte sich voll unter Kontrolle. Er nahm auf einem Sitzkissen Platz, legte seine Hände auf die Oberschenkel und starrte auch diesmal an dem Jungen vorbei. Minuten vergingen. Ali kannte Szenen wie diese. Er wartete, bis sich Yakup entschlossen hatte, das Wort zu ergreifen.
»Ich war beim weisen Zii und habe ihm meine Fragen gestellt«, sagte er leise. »Er hat mir zur Krone der Ninja gratuliert. Gegen alle Widerstände hatte ich mich durchsetzen müssen, aber das bringt mir Jane Collins leider auch nicht zurück. Nicht einmal eine Spur habe ich finden können. Auch der weise Zii wusste nicht Bescheid. Sein Geist hat alles versucht, doch es gibt Sperren, die auch er nicht aufreißen kann. So war mein Besuch bei ihm fruchtlos.«
»Und wir wissen nicht, wo sich Jane befinden könnte«, hauchte der Junge.
»So ist es.«

Ali senkte den Kopf. Er hätte seinem älteren Freund gern etwas Tröstendes gesagt, das aber schaffte er einfach nicht. Sein Kopf war angefüllt mit Gedanken, Vermutungen und auch Vorwürfen. Er hätte Yakup gern vieles gesagt, aber es kam nichts über seine Lippen.

Nur eine Frage hatte er noch. »Kannst du mir verzeihen, Yakup? Ich bin es ja gewesen, der…«

»Vergessen.«

Wenn Yakup das sagte, stimmte es auch.

Der Junge atmete auf. Er wollte lächeln, das gelang ihm aber nicht. Aber Yakup ergriff noch einmal das Wort. »Ich werde nicht aufgeben, sondern losgehen und sie suchen. Ich allein werde sie finden. Tot oder lebendig. Hast du gehört?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann warte hier im Kloster, bis ich zurückgekehrt bin. Es ist alles vorhanden. Ihr werdet euch ernähren können, ihr werdet alles haben. Nur dürft ihr euch nicht stören lassen. Das Telefon muss abgestellt werden. Ich will, dass nichts von außen hier hereindringt.«

»Aber könnte nicht John Sinclair…?«

»Nein, wir lassen ihn in Ruhe. Er hat mir in Japan geholfen. Ich bin ihm sehr dankbar, doch das hier ist eine Sache, die ich allein durchstehen muss. John hat mir Jane anvertraut. Er handelte im guten Glauben, doch ich habe ihn enttäuscht. Da muss ich eine Wiedergutmachung leisten.« Nachdiesen Worten nickte er sich selbst zu und verließ den Raum.

Ali blieb zurück. Blass, ängstlich, mit klopfendem Herzen, und er hoffte, dass sich alles zum Guten wenden würde.

***

Sir James hatte seinen Segen gegeben. Nur hatte Suko in London bleiben müssen, was ihm nicht passte, Shao aber zu Jubelschreien veranlasste.

Dementsprechend skeptisch war Sheila Conolly. Ihr passte es nicht, dass sich ihr Mann Bill auf die Socken machte, um wieder im Feuer einer starken Magie herumzustochern.

Er jedoch freute sich auf den Job.

Ich weniger, denn dass bei meinen Anrufen niemand abhob, irritierte mich doch. Gab es das Kloster noch? Sicher. Weshalb nur ging niemand an den Apparat? Yakup war damit einverstanden gewesen, dass eine Telefonleitung ins Kloster gelegt wurde, nur nutzte er sie nicht aus, und dies wiederum wunderte mich doch sehr.

Der lange Flug bot Bill und mir Gelegenheit zum Reden und zum Schlafen. Wir beide quatschten uns mal wieder richtig aus, sprachen über alle möglichen Dinge und kamen auch auf unsere Studentenzeit zu sprechen, wo wir uns kennen gelernt hatten.

Auch den ersten Fall, den wir gemeinsam erlebten, ließen wir noch einmal Revue passieren, und Bill fragte mich dann, ob ich bei mir mit einer so starken Entwicklung gerechnet hätte.

»Nein, das auf keinen Fall.«

»Ich ebenfalls nicht. Und jetzt stehst du wieder an einer neuen Schwelle.«

»Wie meinst du das?«

Bill gab erst die Antwort, als er von der Stewardess seinen Saft entgegengenommen hatte. »Die Templer, das Kreuz, der Gral.« Er hob die Schultern. »Was, so frage ich dich, steckt noch alles dahinter?«

»Viel.«

Mein Freund grinste. »Kannst du nicht konkreter werden?«

»Ich denke da an Hector de Valois. Für mich ist er eine Schlüsselfigur in meiner gesamten Existenz. Bill, Ich kenne ihn nicht oder kaum, und trotzdem ist es mir, als wären er und ich irgendwie gleich oder verwandt. Er hat einmal das Kreuz besessen, denk darüber nach. Er war so etwas wie der Sohn des Lichts, mein Vorgänger, und ich bin davon überzeugt, dass seine Person uns Aufklärung über Dinge geben kann, die in unserer Gegenwart ablaufen.«

»Du hast ja sein Grab gesehen.«

»Stimmt, das silberne Skelett. Und ich habe die Templer erlebt, die das Grab öffneten. Es gibt diesen geheimen Bund der Templer, wobei ich sie auf meiner Seite rechne und nicht zu denjenigen zähle, die ich in Frankreich erlebte, als ich gegen diesen Comte de Malville angehen musste.«

Bill nickte und trank. »Haben dir die Templer denn mehr über ihre Vergangenheit und ihren ehemaligen Führer berichtet?«

»Nein, das nicht. Wahrscheinlich ist es bewusst geschehen. Die Templer selbst geben nicht viel preis. Ich weiß auch nicht, wo sie sich aufhalten, wo sie ihre Versammlungsorte haben. Sie kamen auf die Insel, holten das silberne Skelett aus dem Sarg und ruderten wieder davon. Ich glaube aber daran, dass Hector de Valois nach seiner Flucht in einem Schloss an der Loire gewohnt hat.«

»Du weißt es nicht?«

»Leider nein.«

»Ich würde mir an deiner Stelle darüber nicht mehr den Kopf zerbrechen. Irgendwie findest du eine Lösung, da bin ich sicher. Ich weiß, dass du der Sohn des Lichts bist, John, und auch Lebensfäden hast, die tief in die Vergangenheit zurückgehen. Da muss es einfach Verbindungen geben. Du musst sie nur hervorholen. Und die Schlüsselfigur ist dein Kreuz, John. Nur dein Kreuz.«

»Das glaube ich mittlerweile auch.«

Wir brachen das Thema ab und wandten uns einem anderen, einem nahe liegenderen zu.

Das hieß Frisco, der rätselhafte Fund und die Tatsache, dass der Kopf einer Hexe gehört hatte.

»Du hast doch mit diesem Reporter telefoniert, Bill. Wie sieht er die Sache? Glaubt er an Hexen?«

»Eigentlich nicht.«

»Und doch hat er darüber geschrieben.«

»Ja, weil er einen Hinweis erhalten hat. Es ist ja auch nicht sicher, ob Jane mit in diesen Fall hineingezogen wird. Jedenfalls machen sie noch Jagd auf sie.«

Für uns war dies der Aufhänger, nach Frisco zu fliegen. Ich dachte immer nur daran, aus welch einem Grund niemand ans Telefon gegangen war. Die Finger hatte ich mir fast wund gewählt. Ob uns Yakup vielleicht etwas verschweigen wollte?

Möglicherweise den Tod von Jane Collins?

Wenn ich näher darüber nachdachte, bekam ich schon einen roten Kopf, so sehr regte ich mich darüber auf. Jane hatte vieles hinter sich, sie durfte einfach nicht sterben, das Schicksal wäre ungerecht gewesen, aber wer oder was im Leben ist schon gerecht?

Ich versuchte zu schlafen. Es gelang mir nach einer Weile, und irgendwie schafften wir es, den Flug gut hinter uns zu bringen. San Francisco wartete.

Während der Landung sah ich den Schnee. Er bedeckte die Berge wie eine Schicht aus dickem Puderzucker. Ein klarer Winterhimmel lag, schimmernd in einem satten Blau, über dem Land. Hier und da nur von einem in die Länge gezogenen, dünnen Wolkenstreifen unterbrochen.

Es war ein wunderschönes Bild. Es ließ mich die Sorgen und den Druck für einen Moment vergessen. Erst als die Maschine gelandet war, beschäftigte ich mich wieder mit den Realitäten. Und sie hatten einen Namen.

Bob Riley.

Er erwartete uns nach den Kontrollen. Ich besaß ein Dokument, das mich als Person auswies, die Waffen einführendurfte. Es wurde akzeptiert. Wir konnten passieren und sahen einen fast schmächtig wirkenden Mann, der uns zuwinkte. Woran er uns erkannt hatte, wussten wir nicht. Jedenfalls stellte er sich als Bob Riley vor.

»Hätte nicht gedacht, dass mein Artikel einen so großen Wirbel veranstalten würde.«

»Auch in London liest man Zeitungen«, meinte Bill.

»Jedenfalls freue ich mich, Sie kennen zu lernen, Bill, ehrlich. Ich habe einiges von Ihnen gelesen. Klasse, muss ich sagen. Heiße Storys, alle Achtung.«

»Aber hier ist man nicht vorwärts gekommen?« fragte ich.

»Nein, die Bullen tappen im Dunkeln. Mir ergeht es übrigens nicht

viel anders. Ich habe versucht, auf eigene Faust den Fall zu klären. Das war schwierig genug, da ich mich plötzlich in Kreisen bewegte, von denen ich zuvor zwar etwas gehört hatte, denen ich aber immer ablehnend gegenübergestanden hatte.«

»Hexen?« fragte ich.

»Ja.«

»Frisco ist wahrscheinlich eine Hochburg dieser Geschöpfe.«

Riley begann zu lachen. »Hochburg ist gut. Meinen Sie das, weil hier so viele Frauen herumlaufen und es alle möglichen Zirkel gibt?«

»So ungefähr.«

»Das sind doch meist irgendwelche politische Gruppen oder Emanzen, die sich als Hexen bezeichnen.«

»Auch die verstorbene Lizzy?«

Er hob die Schultern. »Da bin selbst ich misstrauisch geworden. Die hat ein sehr geheimes Leben geführt.«

»Hinter das Sie nicht gekommen sind.«

»Noch nicht.«

»Wissen Sie denn, wo sie gewohnt hat?«

»Ja, in der Nähe von Chinatown, so ziemlich an der Grenze. Ist ein heißes Viertel.«

»Dann fahren wir hin.«

»Die Wohnung ist aber belegt.«

»Von wem?« fragte Bill.

»Eine Bekannte hat sie übernommen. Billige Wohnungen sind auch hier Mangelware.«

»Wir werden sehen.«

Es dauerte etwas, bis wir den Platz erreicht hatten, wo der Reporter seinen Wagen abgestellt hatte. Er fuhr einen Toyota. Wir verstauten unser Handgepäck im Kofferraum und ließen uns von Riley in die Stadt kutschieren.

Ich kannte Frisco und blickte kaum aus dem Fenster. An den Straßenrändern lag noch Schnee, die Fahrbahn selbst war freigeräumt worden, sodass wir über grauen Asphalt rollten.

Auf die Wohnung der Toten und auf deren Nachmieterin war ich gespannt. Wenn das eine Freundin oder Bekannte war, konnten wir damit rechnen, dass sie unter Umständen mehr über das Leben dieser Lizzy wusste. Vielleicht war diese Nachmieterin ebenfalls eine Hexe.

Die Stadt schluckte uns.

Ein Meer aus Beton, Straßen, Häusern, Parks, weiten Grünflächen, Hügeln und Menschen.

Der starke Verkehr hatte auch zu dieser Jahreszeit kaum nachgelassen, und so kamen wir nur mühsam voran.

Vor allen Dingen dort, wo Chinatown anfing, wurden die Straßen eng. Wir mussten uns einen Parkplatz suchen und fanden ihn in einer

Tiefgarage. »Den Rest gehen wir zu Fuß«, sagte Riley.

In Chinatown standen die Häuser dicht an dicht. Die Türen zu den vielen kleinen Restaurants oder Geschäften standen offen, und auch vor den Läden wurden trotz der Kälte Waren angeboten.

Wir verschwanden in einer Seitengasse. Als uns ein Wagen entgegenkam, mussten wir uns eng an die Hauswand drücken.

»Wohnte sie hier?« fragte Bill.

»Ja.«

Ich hatte noch eine andere Frage an Riley. »Sagen Sie mal, hat man eigentlich nie den Körper gefunden?«

Er blieb stehen. »Nein, der wurde nicht angeschwemmt.«

»Das hätte aber sein müssen.«

»Ja, der Strömung kann niemand entgehen. Vielleicht haben ihre Mörder den Körper mitgenommen. Ich will Ihnen etwas sagen. Wenn jemand einer Person den Kopf abschlägt, so ist das eine Hinrichtung. Sie verstehen, was ich damit meine?«

Das verstanden wir wohl, und ich dachte automatisch wieder an Jane Collins. Sie stand ganz oben auf der Liste der Hexen und ihres Gönners, des Teufels. Wenn man sie erwischte, würde man sie töten, vielleicht auch hinrichten. Ich war plötzlich nicht mehr so glücklich darüber, dass wir zuerst in die Stadt und nicht zum Kloster gefahren waren. Riley hätten wir sowieso nicht dorthin mitnehmen können.

So blieb es zunächst einmal bei unserem ursprünglichen Plan. Auf der linken Seite befand sich eine Reihe von Holzhäusern, die auf Pfählen gebaut worden waren. Sehr billige Wohnungen. Von außen sah das Holz grau und verwittert aus.

»Hier müssen wir rein.«

Eine Treppe führte hoch und an der Schmalseite der Häuser vorbei. Leider lagen die Eingänge an der Rückseite.

Auf dem Hof spielten Kinder. Sie bewarfen sich gegenseitig mit Schnee. Ein alter Schwarzer, grauhaarig und in Fell gehüllt, hockte in einem Schaukelstuhl und beobachtete die Kleinen. Wir drückten uns an ihm vorbei.

Als ich mich umdrehte, erkannte ich, dass er uns nachstarrte. Sein Blick war irgendwie stumpf.

»Kannten Sie den Alten?« fragte ich Riley.

»Nein, aber ich könnte mir vorstellen, dass er so eine Art Hausmeister spielt.«

»Und Kontrolleur?«

»Auch.«

An den einzelnen Holztüren hingen die Namensschilder. Wenn ein neuer Mieter eingezogen war, hatte er den Namen des alten kurzerhand durchgestrichen. So sahen wir oft mehr als ein halbes Dutzend Namen auf den Türen vereint.

Auf Lizzys Wohnungstür standen nur zwei. Der letzte interessierte uns. Das Mädchen hieß Gladys Vacarro.
»Haben Sie schon mal mit ihr gesprochen?« fragte ich Riley.
»Nein, nie.« Er klopfte, und wir hörten die Stimme einer Frau.
»Es ist offen.«
Riley betrat den Raum als Erster. Bill und ich folgten ihm. Es war ein großes Zimmer, in das wir hineingingen. Ein dunkelblauer Vorhang, der von einer Wand zur anderen hing, teilte es in zwei Hälften.
Gladys Vacarro stand mitten im Raum. Sie gehörte zu den Mischlingen und war eine interessante Erscheinung. Das Kraushaar hatte sie lang wachsen lassen, es berührte sogar den Rücken. Die Haut hatte einen sanften braunen Ton, in den großen Augen lag Spott, und ihre Gesichtszüge zeigten einen leicht indianischen Einschlag.
»Und gleich zu dritt«, sagte sie, als ich die Tür schloss. »Was verschafft mir denn die Ehre?«
»Wir wollten Sie etwas fragen.«
»Ach, Riley, das haben Sie schon einmal versucht. Dabei ist nichts herausgekommen.«
»Aber ich gebe nicht auf.«
Sie lachte wieder, während mein Blick über ihre Gestalt glitt.
Gladys Vacarro trug ein grauviolettes Strickkleid, das ihr bis zu den Waden reichte. Über die Schultern hatte sie ein gemustertes Tuch gehängt. Sie hielt es mit beiden Händen fest, und ich konnte erkennen, dass an den Fingern zahlreiche Ringe steckten.
Modeschmuck, mal aus Plastik, dann aus Messing und mit künstlichen Steinen versehen. Zwei verschiedene Ohrringe gehörten ebenfalls zu ihrem Schmuck, und als sie mit einer Hand auf verschiedene Sitzgelegenheiten deutete, konnten wir zwischen Sitzkissen und einer Bodenmatte wählen. Ich sah noch ein Regal und einen kleinen Kocher, auf dem ein Teekessel stand.
Die Fenster waren ziemlich schmutzig, doch auf Reinigung legte eine Frau wie Gladys wohl keinen Wert.
Wir hatten unsere Plätze eingenommen. Ich hatte es mir auf der Matte bequem gemacht. Gladys saß uns gegenüber. »So«, sagte sie.
»Rücken Sie endlich damit heraus, was Sie wissen wollen. Ich habe es eilig.«
»Sind Sie berufstätig?« fragte ich.
»Nein, Mister.«
Erst jetzt stellten wir uns vor.
»Aus den Staaten kommen Sie aber nicht.«
»Aus London«, sagte Bill.
»Oh, ein weiter Weg.«
»Ja, und extra wegen Ihnen.«
Sie legte den Kopf zurück und lachte. »Wie komme ich nur zu dieser

Ehre?«

»Es geht um Lizzy.«

Sofort brach das Lachen ab. Der Blick ihrer Augen wurde stechend, als sie mich anschaute. »Was soll ich Ihnen da sagen? Lizzy ist tot, ich habe ihre Wohnung übernommen.«

»Das wissen wir«, sagte Riley. »Und wir wissen ferner, dass diese Wohnungen nicht für jedermann zugänglich sind. Man muss den Vormieter schon gut kennen.«

»Ich kannte Lizzy.«

»Gut?«

»Kaum.«

»Womit hat sie ihren Lebensunterhalt bestritten?« wollte ich wissen. »Reden Sie!«

»Lizzy war etwas Besonderes.«

»Und was?«

»Sie brauchte nicht zu arbeiten. Sie hatte eben Geld.«

»Woher?«

»Vielleicht geerbt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, aber ich glaube Ihnen nicht, Gladys. Sie binden uns hier einen Bären auf. Sie wissen mehr über Lizzy, als Sie zugeben wollen. Vielleicht Dinge, die man keinem Polizisten erzählt.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Nun, es gibt manche Sachen, über die breitet man den Mantel des Schweigens, des Vergessens. Nichts soll an die Öffentlichkeit dringen, denn diese Dinge können Angst machen. Teufel, Hölle, Hexen, Aberglauben – Sie verstehen mich.«

»Nein.«

»Dann frage ich ganz konkret. War Lizzy eine Hexe?«

Gladys Vacarro saß auf dem Hocker und fing gellend an zu lachen, und sie lachte mich auch aus. »Was reden Sie für einen Unsinn? Lizzy eine Hexe?«

»Vielleicht hatte sie vor diesem Gegenstand Angst?« Ich hatte mein Kreuz hervorgeholt und hielt es ihr hin.

Nicht allein Gladys Vacarro blickte mich überrascht an, auch Riley und Bill. Aber die Frau stellte eine Frage. Ihre Lippen verzogen sich dabei, als sie fragte: »Was soll das denn?«

»Ich wollte Ihnen etwas zeigen.«

»Nehmen Sie das Ding weg.«

»Wieso? Mögen Sie es nicht? Fürchten Sie sich davor?«

»Ja, ich mag es nicht. Ich gehöre weder einer Kirche noch einer Religionsgemeinschaft an. Deshalb will ich damit nichts zu tun haben, verdammt. Weg damit!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Gladys. Ich nehme es nicht weg.

Könnte es nicht sein, dass eine Hexe der anderen ihre Wohnung überlassen hat? Ist das möglich?«

»Es ist Unsinn!« kreischte sie.

Neben mir erhob sich Bill. Gladys sah es zwar, aber sie reagierte nicht darauf. Bill ging auf den Vorhang zu, und als er ihn berührte, begann die Vacarro zu kreischen. »Bleiben Sie da weg!«

Bill störte sich nicht daran. Auch nicht, als sie hochschnellte und ihn anspringen wollte.

Ich war schneller. Ich krallte die Finger meiner Rechten in den Saum ihres Kleides und riss daran.

Sie kippte zurück, wurde von Riley aufgefangen undfestgehalten.

Sie wehrte sich nicht direkt, aber sie keuchte und wand sich innerhalb des Griffs, aber Riley packte fester zu.

Und Bill riss den Vorhang auf. Er hatte genau die richtige Stelle in der Mitte erwischt. Unsere Sicht wurde frei, und der Blick fiel auf eine breite Wand.

Ein Gegenstand nahm sie fast völlig ein.

Eine schwarze, gestickte Teufelsfratze mit gläsernen Augen, die wie rote Lampen glühten.

Satan war also gegenwärtig!

***

Ich fühlte mich in meiner Ansicht bestätigt, Bill Conolly ebenfalls, denn er stand da und sah sich die Fratze bewegungslos an. Nur Riley meldete sich nach einem scharfen Einatmen. »Das hätte ich nicht gedacht!« flüsterte er, »das nicht.«

Ich ging einige Schritte vor und drehte mich zur Seite hin, um mir die Frau anzuschauen. »Ist diese Fratze Ihrer Phantasie entsprungen, oder haben Sie das Bild übernommen?«

»Ich sage nichts!«

»Wie Sie wollen.«

Bill zog den Vorhang noch weiter auf. Wir blickten in einen kleinen Raum. Die Teufelsfratze an der Wand stellte nicht die einzige Einrichtung dar. Unter ihr stand ein schwarzer Tisch mit kurzen Beinen. Zwei ebenfalls dunkle Kerzen mit schwarzen Dochten rahmten die Fratze ein, und zwischen diesen beiden Kerzen sah ich eine kleine Puppe. Sie trug völlig normale Kleidung, Bluse und Rock. Das Gesicht konnte ich erst erkennen, als ich direkt vor ihr stand.

Es wurde von blonden Haaren umrahmt und strahlte eine gewisse Exotik aus. Die Puppe wirkte fast wie ein Mensch, nur eben sehr verkleinert. Ich nahm sie hoch und hörte Gladys Vacarro wütend fauchen. Anscheinend hatte ich ein sehr wertvolles Stück erwischt.

»Lassen Sie die!«

»Weshalb?«

»Ich will es nicht, verdammt!«

Ihre Worte kümmerten mich nicht. Mit der Puppe in der rechten Hand ging ich auf sie zu. Und zwar so, dass auch Bob Riley sie sehen konnte.

»Kennen Sie die Puppe?« fragte ich ihn.

»Nein, aber…«

Da riss sich Gladys los. Sie wurde plötzlich zur Furie, wollte mich anspringen und mir die Puppe aus der Hand reißen, doch ich nahm den Arm schnell zurück.

Bill stand mir bei. Diesmal packte er sie, schleuderte sie herum, und Gladys fiel gegen den Vorhang, der sie aufhielt. Dort blieb sie stehen. Ihre Mundwinkel hatte sie nach unten gezogen. Sie hatte den bösen Blick, und Bill sah sich gezwungen, sie in den Polizeigriff zu nehmen.

»Kann ich jetzt weitermachen?« fragte ich.

»Ich verfluche dich!«

»Meinetwegen.« Ich nahm es gelassen hin und wandte mich, mit der Puppe in der Hand, dem einheimischen Reporter zu. »Sehen Sie sich das Ding mal an. Ich habe Sie vorhin beobachtet. Mir schien es so, als würde Ihnen der Anblick etwas sagen.«

Er nickte. »Ja, ich kenne sie.«

»Und?«

»Das ist Lizzy.«

Mit so etwas Ähnlichem hatte ich schon gerechnet. »Sie täuschen sich nicht?« fragte ich trotzdem nach.

»Nein, auf keinen Fall. Ich habe den Kopf gefunden. Es sind die gleichen Gesichtszüge.«

»Danke, das wollte ich wissen.«

»Nichts wird es euch nützen! Gar nichts!« begann Gladys plötzlich zu schreien. »Überhaupt nichts, zum Teufel!«

»Vielleicht.« Ich blieb cool. »Aber es hat doch einen Grund dafür gegeben, dass Sie die Puppe unter das Abbild des Teufels gelegt haben. Oder etwa nicht?«

»Es war Zufall.«

»Lügen Sie nicht!« zischte Bill. »Auch wir kennen uns mitsolchen Praktiken aus. Sie wollten die Puppe beschwören. Und zwar im Namen des Teufels, oder nicht?«

»Meinen Sie!«

»Wollten Sie es, oder wollten sie es nicht?« fragte ich.

»Ja, ja, ja!« Sie schrie los. »Ich wollte es. Der Teufel sollte mir helfen. Ich habe Lizzy gut gekannt. Wir waren manchmal wie Schwestern. Sie ist zwar tot, aber ihre Mörder werden keine Freude an ihrem Tod haben. Sie wird mir sagen, wer die Mörder sind.«

»Daran glauben Sie?« fragte Riley.

»Natürlich.«

»Ich auch«, sagte ich, ging wieder zum Tisch und legte die Puppe an die gleiche Stelle zurück. »Wir haben nichts dagegen, wenn Sie mit Ihrer Beschwörung beginnen. Bitte sehr.« Ich streckte den Arm aus und deutete auf die Puppe.

»Wieso?«

»Beschwören Sie den Geist Ihrer Freundin. Wir sind gespannt auf dessen Informationen.«

»Er wird euch nichts sagen!«

»Das muss er!«

Gladys Vacarro merkte, dass ich nicht umzustimmen war.

Vielleicht fürchtet sie sich auch vor meinem Kreuz. Jedenfalls zeigte sie sich einsichtig und nickte. »Es ist gut. Sie können hier im Raum bleiben. Nur werden wir den Vorhang schließen müssen, und Sie bleiben dann draußen. Alles andere würde stören.«

Davon war ich zwar nicht begeistert, aber man muss auch mal Kompromisse eingehen. Zunächst überzeugte ich mich, dass es in dem zweiten Raum keine versteckten Ausgänge gab.

Das war nicht der Fall. Wenn Gladys uns entwischen wollte, musste sie durch den Teil des Zimmers, in dem wir warteten. Ich nickte meinen Begleitern zu. »Wir werden es riskieren.«

»Hoffentlich hat der Teufel gute Laune!« sagte die Vacarro leise.

»Wenn nicht, wird er euch vernichten.«

»Das ist unser Risiko.«

Sie kannte mich nicht und wusste auch nicht, welche Sträuße ich schon mit Asmodis ausgefochten hatte. Bisher hatte ich ihn zurückschlagen können. Hier sollte er uns helfen, ein Problem zu lösen. Ob es klappte, stand in den Sternen.

Gladys Vacarro ging. Sie blickte noch einmal über die Schulter zurück, und in ihren Augen las ich keinen Funken Sympathie.

Mit einer ruckartigen Bewegung schloss sie den Vorhang. Bill, der neben mir stand, lachte leise. »Die wird vom Hass fast zerfressen«, bemerkte er.

»Hast du etwas anderes erwartet?«

»Kaum.«

»Mir ist das alles ein Rätsel«, sagte Riley. »Ein verdammtes Rätsel, wirklich. Mit welchen Dingen wird man hier konfrontiert? Bisher habe ich geglaubt, dies sei alles Humbug, aber jetzt…« Er sah uns auffordernd an, doch wir konnten ihm keine Antwort oder Erklärung auf seine drängenden Fragen geben.

Die wichtigste Person in diesem Fall war jetzt Gladys Vacarro. Sie, die auf der Gegenseite stand, musste uns helfen, einen Fall zu lösen, von dem wir bisher so gut wie nichts wussten. Ich rechnete trotzdem mit ihrer Loyalität, denn ich glaubte nicht, dass Gladys vom Tod ihrer Freundin begeistert gewesen war. Er musste sie irgendwie

mitgenommen haben, den Eindruck jedenfalls hatte sie auf mich gemacht. Wer immer Lizzy auch getötet haben mochte, die Vacarro wollte es wissen und sich wahrscheinlich mit Hilfe des Teufels an diesem Mörder rächen.

Irgendwo in meinem Hinterkopf schwebte noch immer der Name Jane Collins. Eigentlich hatten wir ja wegen ihr diese Reise unternommen. Ob die Spur möglicherweise über Umwege zu ihr führte?

Auch an Yakup dachte ich. Er hatte sich ebenfalls nicht gemeldet, obwohl er längst hätte in seinem Kloster sein müssen. Da war einiges schief gelaufen.

Ich ging bis zum Vorhang und zog die eine Seite behutsam ein wenig nach rechts. Ich sah, dass die Frau bereits die beiden Kerzen angezündet hatte.

Sie bestanden aus schwarz eingefärbtem Wachs. Die Dochte waren ebenfalls dunkel, und dies übertrug sich auch auf die Flammen. Die Lichter brannten längst nicht so hell, wie es bei normalen Kerzen der Fall war. Ihr düsteres Licht huschte als grau wirkender Schein über die Teufelsfratze.

»Was macht sie jetzt?« fragte Bill.

Ich gab keine Antwort, sondern schaute stumm zu. Die Frau hatte die Puppe aufgenommen und war vor der Teufelsfratze in die Knie gesunken. In der rechten Hand hielt sie eine gläserne Röhre, die mit einem weißen Pullover gefüllt war. Sie öffnete den Mund, legte die Röhre schräg und ließ das Pulver aus der Öffnung in ihren Mund fließen. Nicht alles, ungefähr die Hälfte. Es vermischte sich mit ihrem Speichel. Ich hörte sie schmatzen und schlürfen und danach sehr tief ausatmen.

Dann war Ruhe.

Ich zog mich zurück und berichtete den beiden Männern von meiner Entdeckung.

»Sie hat Drogen genommen«, sagte Bill.

Der Ansicht waren auch Riley und ich. Nun warteten wir. Nach etwa fünf Minuten vernahmen wir ein leises Stöhnen, als wäre die Person von einem plötzlichen Schmerz überfallen worden. Sofort danach ertönte ein saugender Atemzug, dann wieder das Stöhnen, und einen Moment später vernahmen wir die ersten Worte.

Sie waren nur geflüstert worden, nicht mehr als ein Zischen, dann aber hob die Frau die Stimme an, und wir hörten, wie sie den Teufel anflehte.

Sie betete zu ihm.

Sie rief nach ihm, sie flehte ihn an, sich ihr zu offenbaren.

»Satan erscheine! Satan erscheine! Ich bin deine treue Dienerin, ein Nichts gegen dich, aber sei mir einmal gnädig und lasse den Geist

deiner Dienerin Lizzy in diese Puppehineinfahren, damit ich erfahre, wer sie getötet hat. Ich bitte dich, Satan! Ich bitte dich von ganzem Herzen. Bitte!«

Was da nun geschah, blieb ihr Geheimnis, denn ich wollte den schwarzmagischen Zauber nicht stören. Es war sowieso schon kurios genug, dass wir uns auf solche Dinge, die uns eigentlich zuwider waren, verlassen mussten.

Doch der Zweck heiligt die Mittel!

Noch war es hinter dem Vorhang ruhig. Welche Kräfte dort befreit worden waren, darüber konnten wir nur spekulieren. Aber ich spürte, dass die Frau Erfolg haben würde. Da war tatsächlich etwas, das wie ein böses Omen durch den Raum schlich und sich auch vom Vorhang nicht aufhalten lassen wollte.

Ich merkte es an der Reaktion meines Kreuzes. Es erwärmte sich, und das war im Moment schlecht. Das Kreuz konnte unter Umständen die Beschwörung vernichten.

Ich ging zur Tür, sah Bills erstaunten Blick und winkte nur ab. Er verstand, nickte und ließ mich gehen.

In der Kälte atmete ich tief durch. Die kalte Luft tat gut nach der überheizten Atmosphäre des Zimmers. Sie kühlte mich zum Glück nicht aus, sondern sorgte dafür, dass meine Lebensgeister wieder erwachten.

Die Kinder spielten noch immer im Hof, der alte Schwarze saß auf seinem Schaukelstuhl und hatte bemerkt, dass er sich nicht mehr allein auf der langen Veranda befand.

Er drehte den Kopf.

Der Stuhl schaukelte dabei weiter. Es sah so aus, als würde mir der Alte ständig zunicken.

Wusste er etwas?

Plötzlich stand er auf. Sorgfältig faltete er seine Decke zusammen, die bisher über seinen Beinen gelegen hatte. Mit wuchtigen Schritten kam er auf mich zu.

Ich ging ihm entgegen. Zwei Türen weiter trafen wir uns. Er sah mich lange an, bevor er fragte: »Ihr seid zu der Hexe gegangen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie ist nicht gut.«

»Das mag sein.«

»Man soll sich bei ihr keine Hilfe holen. Mein Vater hat mich früher immer gewarnt. Er sagte, Junge, wenn du in einem Haus wohnst, in dem auch eine Hexe lebt, zieh so schnell wie möglich aus. Irgendwann gibt es ein Unglück!«

»Und weshalb wohnen Sie noch hier?« fragte ich.

»Weil ich einfach zu alt bin. Jetzt ist es zu spät. Aber hier hat eine

Hexe gewohnt, und eine neue ist eingezogen. Ich weiß das sehr genau, ich habe nämlich das Gespür dafür.«

»Ja«, bestätigte ich. »Die alte Hexe ist tot. Lizzy. Man schlug ihr den Kopf ab.«

»So etwas kann nur der Teufel getan haben!«

»Das glaube ich nicht. Die Hexen stehen auf seiner Seite, sie halten auch zu ihm.«

»Glaub mir, junger Mann. Der Satan geht oft verschiedene Wege. Er ist ganz anders, als wir denken. Das habe ich schon oft genug gehört und auch gelesen.«

»Wenn Sie das sagen.«

Sein Blick wurde noch starrer. Er konzentrierte sich, lauschte nach innen und streckte seinen rechten Arm aus, wobei die Finger anfingen zu zittern. »Ich merke es. In dieser Wohnung geht etwas vor. Schlimme Dinge geschehen. Das Grauen ist da. Der Teufel hat sich gemeldet.« Er zuckte plötzlich zurück, als wäre ich der Gehörnte.

Angst malte sich auf seiner grau wirkenden Gesichtshaut ab.

»Nein!« flüsterte er. »Nein, das kann nicht wahr sein. Das darf es nicht, verdammt! Du stehst mit ihm im Bunde. Du bist… Sei vorsichtig!« Er lief plötzlich weg, so schnell ihn seine alten Beine tragen konnten. Auch der Schaukelstuhl war vergessen. Um die Hausecke rannte er und verschwand.

Weshalb?

Es konnte nur mit der Beschwörung zusammenhängen, die zwei Türen weiter durchgeführt wurde. War dort vielleicht etwas schief gelaufen?

Ich wollte nachsehen und kam genau einen Schritt weit.

Dann hörte ich die Explosion. Im nächsten Augenblick fegte die Tür aus dem Rahmen, die Druckwelle jagte nach draußen, sie riss einiges mit sich, unter anderem auch zwei Menschen, Bill Conolly und Bob Riley.

Beide konnten sich nicht mehr halten. Sie prallten noch in der Luft zusammen, durchbrachen die Veranda und fielen in den Hof, wo die Kinder spielten.

Die wurden zum Glück nicht getroffen, auch ich nicht, da ich im toten Winkel stand und das Geländer hielt. Ich hörte die beiden Männer fluchen und war beruhigt, denn wer so schimpfte, dem war nichts weiter passiert.

Andere Türen wurden aufgestoßen. Entsetzte Menschen erschienen auf dem Rundgang, zeterten, fragten und schrien, und ich fuhr sie hart an.

»Rein in eure Wohnungen!«

Dieses Schreien zeigte Erfolg. Sie verschwanden wieder, während ich tief Luft holte, mich drehte und Bills Ruf vernahm. »John, gib Acht,

wenn du hineingehst.«

»Was war los?«

»Bei der Vacarro. Sie hat sich wohl übernommen!«

Ich nickte und holte wieder mein Kreuz hervor, hielt aber noch die fast geschlossene Hand davor.

In der Wohnung sah es aus, als wäre dort eine Bombe eingeschlagen. Von den Einrichtungsgegenständen waren nur noch Trümmer übrig geblieben. Selbst die Sitzkissen waren durch den Raum geschleudert worden.

Mein Blick galt dem Vorhang. Er war zwar noch geschlossen, aber stand trotzdem offen, denn die Wucht der Explosion hatte in den Stoff ein gewaltiges Loch gerissen. Ich konnte zwar hindurchsehen, aber der größte Teil des Blickes wurde mir durch den Qualm genommen, der träge in den zweiten Teil des Raumes wallte.

Ein graugrüner Brodem, der dort seinen Ursprung hatte, wo der gestickte Teufel an der Wand hing. Von ihm waren nicht mal Fetzen zu sehen. Er war zerrissen worden.

Verloschene Kerzen, ein zerstörter Tisch, dessen Trümmersich auf der vor der Wand liegenden Gestalt verteilt hatten.

Es war Gladys Vacarro!

Ich wedelte mit der Hand den Qualm zur Seite und ging auf die Frau zu. Sie lag bäuchlings am Boden und rührte sich nicht. Das Haar verdeckte den Blick auf ihr Gesicht.

War sie tot?

Jedenfalls spürte ich kein Leben mehr, als ich sie anfasste. Ihr Körper war schwer geworden. Ich hatte Mühe, die Frau auf den Rücken zu drehen, und als sie schließlich so lag, dass ich in ihr Gesicht schauen konnte, traf es mich hart.

Ihre Züge waren geschwärzt.

Regelrecht verbrannt und aufgerissen. Ich sah kein Fleisch, nur eben diese ausgetrocknete Schwärze. Sie war von der Kraft der Hölle voll getroffen worden. Was sie hatte beschwören wollen, war voll auf sie zurückgeprallt.

Eine Hexe, die der Teufel tötete? Weshalb? Ich wusste die Antwort nicht und drehte die Frau wieder herum. Interessant war die Puppe gewesen, und die suchte ich.

In diesem Raum stand natürlich nichts mehr so wie vorher. Es konnte durchaus sein, dass die Puppe das Loch im Vorhang passiert und in den anderen Raum geflogen war.

Aber ich fand sie.

Sie lag dicht neben dem Vorhang und war seltsamerweise nicht verbrannt worden.

Ich fasste sie mit zwei Fingern an und hielt das Kreuz stets in ihrer Nähe, als ich sie in die Höhe hob. Dass die Puppe nicht verbrannt

worden war, musste seinen Grund gehabt haben.
Behutsam drehte ich sie herum.
Jetzt sah ich ihr Gesicht. Es waren die gleichen Züge wie vorhin.
Nur einen Unterschied gab es.
Die Puppe lebte!

***

In sie war der Geist der Hexe Lizzy gefahren. Aus irgendwelchen, von Asmodis beherrschten Sphären musste er zurückgekehrt sein, um mit diesem leblosen Gegenstand Kontakt aufzunehmen. Und er hatte es tatsächlich geschafft, der Puppe dieses unerklärbare Leben einzuhauchen wie eine schwarze, böse Seele.
Ich war fasziniert und gleichzeitig geschockt, als ich in das kleine Gesicht blickte. Es war haargenau nachmodelliert worden. So musste auch Lizzy ausgesehen haben. Jede kleine Falte stimmte da, der Schwung der Lippen, der Nasenansatz, einfach alles. Ein künstlerisches und gleichzeitig magisches Phänomen hielt ich in der Hand.
Den Raum hier wollte ich verlassen. Der ätzende Qualm tat keiner Lunge gut, höchstens der eines Dämons. Deshalb ging ich wieder zurück und sah draußen die Neugierigen stehen und durch das Türloch in den Raum starren.
Auch Bill und sein Kollege standen dort. Ich winkte den beiden zu, sie kamen zu mir, und ich deutete auf die Puppe. »Die habe ich gefunden, und ihr ist nichts geschehen.«
Bill, der ziemlich ramponiert aussah, wischte sich den Staub von den Lippen. »Wieso nicht?«
»Keine Ahnung.« Dann drehte ich die Puppe so, dass Bill sie ansehen konnte. Er wurde plötzlich bleich.
»Verdammt!« presste er hervor. »Die lebt ja.«
»In der Tat.«
Auch Bob Riley hatte meine Antwort vernommen. »Was sagen Sie da?« fuhr er mich an. »Sie lebt?«
»Schauen Sie hin.«
Genau in dieser Sekunde verzog Lizzy die Lippen und schickte uns eine Verwünschung entgegen. Als Reporter hatte Bob Riley sicherlich einiges hinter sich, aber dies hier ging ihm tief unter die Haut. Er schüttelte sich und schwieg.
»Am besten wird es sein, wenn wir verschwinden«, schlug Bill vor, der ebenso wie wir auch die Polizeisirenen gehört hatte. »Oder willst du dich einsperren lassen?«
»Nein, nicht mal zehn Minuten.«
»Und die Zeugen?« fragte Riley.
Ich winkte ab. »Das erledigen wir später und biegen auch alles wieder hin. Erst mal nichts wie weg.«

Das war besser so. Wir drängelten uns durch die Gaffer. Es hielt uns auch keiner auf. Hier war man den Polizisten nicht gerade hold gesonnen. Ich hatte die lebende Puppe in meine rechte Jackentasche gesteckt, denn sie sollte uns auf die Spur dieses Falles führen.

Riley hatte sich wieder gefangen. »Wir nehmen einen anderen Weg, sonst laufen wir den Bullen in die Arme.«

»Einverstanden«, sagte ich und mokierte mich auch diesmal nicht über das Wort Bulle. In diesem Fall war es wirklich besser, wenn wir uns empfahlen.

Durch den Hof rannten wir, gelangten in ein anderes Haus, spurteten durch einen langen Flur, hinein in einen Keller, in dem es eine Tür zum Nachbarhaus gab.

»Sie kennen sich aber gut aus«, sagte ich zu Riley.

Er winkte ab. »Die Häuser hier sind fast alle so gebaut. Was meint ihr, wie schnell wir in Chinatown sind? Auf dem Kellerweg.«

Das wollten wir nicht, deshalb tauchten wir wieder auf. Dass wir dabei an der Küche eines kleinen Restaurants vorbeigingen, störte niemand. Der Kellner grinste uns nur an und hielt seine Platte mit Gemüse mit beiden Händen fest, als wir an ihm vorbeistürmten.

Schließlich standen wir auf einer Straße, auf der reger Betrieb herrschte. Und wir waren mitten in Chinatown. Dicht vor meiner Nase schwebte eine Möwe vorbei, um sich fast auf meine Füße zu setzen. Sie pickte irgendetwas auf und ließ sich durch mich auch nicht stören, sodass ich über sie hinwegging.

Bill Conolly wollte wissen, was sich sein Kollege weiterhin ausgedacht hatte.

»Ganz einfach. Wir brauchen den Bogen nicht mehr zu schlagen. Der direkte Weg ist der beste. Wir gehen jetzt zum Wagen und verschwinden.«

»Und das Ziel?«

»Meine Wohnung ist mir zu unsicher. Die Bullen wissen, dass ich an dem Fall arbeite. Wenn sie die Zeugen vernehmen und diese etwas von einer Hexe erwähnen, brauchen die nur eins und eins zusammenzuzählen.« Er überlegte scharf und tippte dabei mit seinem Finger gegen die Stirn. Beim dritten Tippen hatte er den Einfall. »Ja, ich weiß es jetzt. Wir fahren zu der alten Fischerhütte.«

»So weit?«

»Ach, das ist nicht weit. Direkt am Hafen. Sie gehört einem Kumpel von mir. Wir haben dort unser Angelzeug liegen.«

»Ich bin einverstanden«, erklärte Bill.

Auch ich hatte keine Einwände. Zehn Minuten später hatten wir den Toyota erreicht. Weitere zwanzig Minuten später rollte der Japaner vor der Fischerhütte aus.

Bis zum Strand musste man noch eine Straße überqueren. Die Hütten

selbst lagen auf einem Damm.

Riley besaß einen Schlüssel. »Ich gehe vor«, sagte er und machte Licht. »Es steht viel Gerumpel herum. Da kann man leicht stolpern.«

Der Mann hatte nicht übertrieben. Was da alles in der Hütte untergebracht worden war, das verstaute eine Familie oft in drei Zimmern. Aber Nagelzeug war auch vorhanden und eine alte Petroleumleuchte mit verrußtem Glaszylinder. Die Lampe gab einen warmen, fast gemütlichen Schein ab, in dem wir uns wohl fühlten.

Riley rieb seine Hände. »So«, sagte er, »dann wollen wir mal.« Er drückte sein Kreuz durch. »Verdammt, ich bin auf den Rücken gefallen, hab mich doch nicht so gut abrollen können. Das ist wie Rheuma.«

»Es geht vorbei«, sagte Bill.

Ich hatte mich auf einen staubigen Schemel gesetzt und holte die Puppe hervor. Der Schemel stand nicht sehr weit von der Lampe entfernt, sodass ihr Schein auch auf das Puppengesicht fiel, das jetzt allerdings starr war.

Riley und Bill umstanden mich. Beide erschraken, und Bill fragte:

»Lebt sie nicht mehr?«

»Das will ich nicht hoffen.«

Auf Kommando tat die Puppe nichts, auch dann nicht, als ich sie schüttelte. Ich strich mit den Fingerspitzen über ihr Gesicht. Die Haut fühlte sich nicht kalt an, was aber nichts bedeuten musste. Die Puppe hatte ja lange in der Tasche gesteckt.

»Hoffentlich ist die nicht hinüber«, flüsterte Bill. »Sie war schließlich die einzige Spur.«

Als hätte die Puppe seine Worte verstanden, öffnete sie, nur um ihn eines Besseren zu belehren, die Augen und starrte mich und Bill an. Dabei schaffte sie es, die Pupillen jeweils so zu drehen, dass sie in verschiedene Richtungen blicken konnte. Dieses Schielen hinterließ bei mir ein kribbeliges Gefühl auf dem Rücken.

»Ich bin noch da, ihr Bastarde! So leicht vernichtet man mich nicht. Der Teufel hat mich wieder zurückgeschickt!« Sie hatte sehr böse gesprochen, ihre Stimme troff vor Hass. Er galt uns dreien, wir jedoch ließen uns nicht provozieren, und ich gab mit ruhiger Stimme meine Antwort.

»Wir haben dich nicht vernichten wollen. Im Gegenteil, wir beschützen dich vor dem Teufel!«

Sie öffnete den Mund. Eine dünne, nach Schwefel riechende Wolke drang hervor. Ich pustete sie weg. »Der Teufel«, sprach sie weiter. »Der Teufel steht auf meiner Seite.«

»Er hat deine Freundin getötet.«

»Aber mich nicht.«

»Wer schlug dir denn als Mensch den Kopf ab? Steckte nicht auch der

Teufel dahinter?«

»Ja, du hast Recht, aber ich wurde für eine große Sache geopfert. Da stirbt man gern. Und bevor der Hexe Lizzy der Schädel abgeschlagen wurde, bekam ich das Versprechen der Hölle, weiterleben zu können. Und ich lebe weiter.«

»Was ist schon eine Puppe!« sagte ich verächtlich. »Man kann sie leicht vernichten!«

»Ich kann euch auch vernichten«, zischte sie. »Und ich habe meine Kräfte bewiesen. Von der Wohnung ist nicht mehr vielzurückgeblieben. Das war meine Rache. Sie hat auch Gladys Vacarro getroffen.«

»Ebenfalls ein Opfer, wie?«

»So ist es.«

»Und für wen solltest du dich opfern?« wollte ich wissen.

»Weshalb hat man deinen Kopf genommen? Und wo befindet sich dein Körper? Ist er verbrannt?«

»Nein, das nicht. Mein Körper war Teil einer sehr langen und gut ausgeklügelten Rache.«

Ich fing diesen Ball sofort auf. »Rache? Wofür und gegen wen?«

»Gegen eine Frau!« Sie sprach schnell und wütend. »Gegen eine verdammte Verräterin, die endlich ihr Schicksal erleiden muss, das kann ich euch versprechen!«

Ich hatte den Namen auf der Zunge liegen, aber es war Bill Conolly, der ihn aussprach. »Jane Collins!«

Auf einmal lachte die Puppe. Aber es war kein richtiges Lachen, mehr ein Kreischen. Triumphale Freude. Jedenfalls klang es widerlich und übel.

Bis ich die Hand zur Faust ballte und sie dicht vor das Gesicht der Puppe hielt. Da verstummte das Lachen.

Ich war innerlich aufgeputscht. Auf den Namen Jane Collins reagierte ich heftig. Ich wusste, in welch permanenter Gefahr sie schwebte, und meine nächste Frage an die Puppe Lizzy klang drohend. »Was ist mit Jane geschehen?«

»Sie wird sterben!«

»Wer will sie umbringen?«

»Das Höllengericht! Ein altes Trio, das es früher einmal gegeben hatte. Es arbeitete für den Teufel, tötete Mädchen, und der Satan versprach ihm das ewige Leben. Wie so oft. Es hat es lange nicht mehr gebraucht und es sich für Jane Collins aufgehoben. Mein kopfloser Körper war dabei der Lockvogel.«

»Was ist mit Jane geschehen?«

»Wir haben sie in die Falle gelockt und weggeschafft. Sie wurde vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt!«

»Wann ist das geschehen?«

»Das liegt einige Zeit zurück!«
»Wie lange?«
»Ich habe keinen Begriff für Tage oder Stunden. Aber ihr seid zu spät gekommen, wenn ihr sie noch retten wollt. Viel zu spät, kann ich euch versichern.«
Ich dachte nur noch auf einer Schiene. »Wo soll Jane sterben?« schrie ich die Puppe an. »Wo?«
Zuerst lachte sie mich aus. Da griff ich zu härteren Mitteln und hielt mein Kreuz offen. Die Falten in ihrem Gesicht schienen zu Holz zu werden, so veränderte sie sich. »Muss ich noch einmal fragen?«
»Nicht hier.« Jetzt zitterte die Stimme. Diese lebende Puppe hatte eine Heidenangst vor dem Kreuz.
»Ich will den Ort wissen!«
»Eine, eine Insel. Mehr weiß ich nicht. Vielleicht eine Festung. Alles ist möglich. Sie wird von den dreien beherrscht.«
Ich wandte meinen Blick von der Puppe ab und schaute meinen Freund Bill an.
Der hob die Schultern. »No Ahnung, John.«
»Und Sie, Riley?«
»Ich überlege noch.« Er sprach zögernd. Es war ihm anzusehen, dass er intensiv nachdachte.
»Kommen Sie, Bob, Sie kennen sich hier aus. Sie müssen auch von Inseln wissen, die vor der Küste liegen.«
»Ja, schon.«
»Dann ran.«
Plötzlich wurde sein Gesicht starr. Man las von seinen Zügen ab, welch phantastischer Gedanke ihm gekommen war. »Ja«, sagte er zuerst leise, dann lauter werdend. »Ja, ich weiß, welche Insel gemeint sein könnte.«
»Und welche?« fragten Bill und ich fast gleichzeitig.
»Alcatraz, das ehemalige Zuchthaus!«

***

Jane Collins lebte noch, aber sie war mehr tot als lebendig, denn sie siechte dahin. Manchmal hatte sie den Wunsch, lieber sterben zu wollen, als so leben zu müssen.
Entführt hatte man sie. Wohin, das wurde ihr erst später bewusst.
Sie hatte die Augenblicke in der Schlucht wie ein böses Trauma erlebt, in einem rauschartigen und depressiven Zustand. Dann waren sie über das Wasser gefahren. Die Wellen hatten das Boot geschaukelt, sodass ihr übel geworden war. Ohnmacht, Apathie, dann der Gang über Land, eine lange Treppe hoch, anschließend die hallenden und knirschenden Schritte, schließlich das Gefängnis.
Eine Zelle.

Schmutzig, verlaust, verwanzt. Mauer und Gitter, dazu die schreckliche Angst, die in ihr bohrte.

Das Ende einer langen Reise.

Zurückgekehrt in ein Loch, dieser Vorstufe zum Grab, auf dem Weg zum Tod. Jane wusste, dass die anderen sie nicht leben lassen würden. Sie sollte für Taten büßen, die sie nicht begangen hatte, doch das war der Gegenseite egal. Zu lange hatten andere auf die Erfüllung ihrer Rache warten müssen.

Jetzt waren sie dabei, die Tat durchzuführen.

Tage mussten vergangen sein. Stunden einer langen Qual, die Jane so bewusst erlebte. Vor Schwäche wäre sie schon längst zusammengebrochen, das wiederum wollten die anderen nicht. Hin und wieder schob man ihr etwas zu. Durch eine Klappe wurde der Napf gereicht. Mal mit Wasser gefüllt, dann wieder mit irgendwelchem *Zeug*, das sie essen konnte.

Jane hatte überlegt, ob sie die Dinge überhaupt anrühren sollte. Es war nicht einfach gewesen, sich mit einem Vorhaben anzufreunden, das letztendlich in den Selbstmord führt, und sie hatte sich auch nicht überwinden können.

Jane hatte schließlich getrunken und gegessen. Widerwillig nur, aber sie überlebte, obwohl sie von Tag zu Tag schwächer wurde.

Dabei fragte sie sich natürlich, weshalb man sie nicht tötete. Schon längst hätte man sie umbringen können, abernein, man ließ sie in der verdreckten Zelle liegen und quälte sie.

Es gab keine Pritsche, keine Toilette, das alles war herausgerissen worden, nur dieses vergitterte Viereck in der Wand, die Vorspiegelung von Freiheit und Himmel. Anhand dieses kleinen Ausschnitts konnte Jane erkennen, wie der Tag ablief und die Nacht begann.

Diese quälenden Stunden der Ungeduld, in denen sie jede Minute damit rechnete, geholt zu werden. Oft träumte sie grässliche Dinge und schreckte manchmal hoch, wobei sie dann das Gefühl hatte, die Klinge der Axt würde gegen ihren Hals gepresst.

Es folgten Phasen der Erschöpfung, der Apathie, in denen Jane das Gefühl hatte, nichts würde mehr gehen. Dann wurde ihr immer das Wasser gereicht, das sie wieder aufmöbelte. Durch die Luke schob sich jedes Mal die Skeletthand. Bleich und gekrümmt, die Schale mit den Fingerspitzen festhaltend, wobei im hinteren Ausschnitt der offenen Klappe die Skelettfratze des Richters zu sehen war.

»Bald«, sagte er stets, »bald ist es so weit. Dann holen wir dich und werden dich bestrafen. Geister und Dämonen werden zuschauen und ihren Triumph herausheulen. Ihre Seelen erleben eine höllische Freude, wenn diejenige bestraft wird, die die Schuld an der Vernichtung unserer Freundin Wikka trägt.«

Bisher war dieses Versprechen noch nicht eingelöst worden, aber

Jane wurde immer daran erinnert.
Dann gab es eine Zeit, wo sie mehr zu essen und zu trinken erhielt. Brei, dazu Wasser, und langsam kam sie zu Kräften.
Damit verschwand auch die Apathie. Der Kreislauf arbeitete besser, das Blut zirkulierte, und es war ganz natürlich, dass Janes Denkapparat wieder geschärft wurde.
Sie konnte überlegen, nachdenken und sich ein Urteil über ihre eigene Lage bilden.
Wieder brach eine Nacht an.
Eine sehr lange Nacht, die ihre Zelle mit der lichtlosen Finsternis ausfüllte. Jane hockte auf dem Boden. Sie lehnte mit dem Rücken an der kalten Wand, der Blick war gegen das vergitterte Fenster gerichtet, das sich sehr schwach innerhalb des Mauerwerks abzeichnete.
Ein Loch, eine Luke, aber keine Hoffnung für sie.
Armdicke Gitter sorgten dafür, dass sie nicht fliehen konnte. Sie zeigten ihr auch, wo sie sich befand.
In einem Gefängnis.
Jane hatte lange überlegt. Erst als es ihr wieder besser ging, war sie zu der Überzeugung gelangt, dass man sie auf die verlassene Zuchthausinsel Alcatraz geschafft hatte.
Einst hatte man Alcatraz zum sichersten Zuchthaus der Staaten gekürt. Eine Felseninsel im Meer, umschwommen von Haien, noch in Sichtweite der Küste, doch für Gefangene ebenso weit entfernt wie der Mond.
Alcatraz bedeutete, lebendig begraben zu sein.
Und dieses Gefühl hatte Jane ebenfalls. Auch in dieser Nacht wieder, in der sie sich mit ihrem Schicksal beschäftigte. Irgendwann fing sie an zu weinen. Die Käfer fanden ihren Weg auch durch die Mauern. Dass sie über Janes Hände krabbelten, spürte die ehemalige Hexe schon nicht mehr. Sie hatte sich an dieses Ungeziefer gewöhnt, sodass sie es kaum noch wahrnahm.
Dieses Menschenunwürdige ihrer Lage war schlimm.
Und es kam noch etwas hinzu.
Des Öfteren hörte sie in der Nacht Schritte.
Dumpf und knirschend durchquerten sie den Gang. Gleichmäßig, monoton, als wäre ein Wärter dabei, die Gefangenen zu kontrollieren. Es waren Henker, die an ihrer Zelle vorbeigingen und durch einen Blick kontrollierten, ob die Gefangene noch einsaß.
Reine Routine, mehr nicht.
Aber in dieser Nacht war es anders.
Jane hatte sowieso das Gefühl, eine Nacht vor der Entscheidung zu erleben. Auch das Wetter spielte verrückt. Draußen war es stürmisch geworden. Der Wind heulte umdas alte Zuchthaus, er spielte mit dem Wasser und türmte es zu gewaltigen Wellenbergen hoch, die gegen

den Strand rollten und dort krachend gebrochen wurden.

Wilde, tosende Gewalten, eine kochende See, die passte zu Janes Stimmung, sie war wie ein hungriger Wolf, der alles verschlingen wollte. Die Detektivin spürte die tiefe Angst, die in ihr steckte. In dieser stürmischen Nacht wurden die Gewalten frei, da hatte die Hölle die Pforten der Natur geöffnet, da war der Wind wie ein hungriges Raubtier, und es kam ihr vor, als wollten sie ihr alle beweisen, dass es sie noch gab.

Furchtbar.

Und dann der Henker.

Seine Schritte stoppten vor Janes Zellentür. Sie hörte, wie er den schweren Eisenriegel zur Seite zog.

Sie drehte sich, blieb aber hocken. Durch das Fenster fuhr ein Windstoß, der ihre langen Haare erfasste. Sie richtete ihren Blick auf die unheimliche Person, die gerade die Zellentür aufstieß.

Ein Monster zeigte sich.

Gefährlich und brutal. Einer, der aussah wie ein Mensch und doch keiner war.

Ein Mitglied des Exekutionskommandos, das aus der Hölle kam und vom Teufel persönlich geschickt worden war.

Der Henker hatte seine gewaltige Axt mitgebracht. Auf ihren Griff stützte er sich, die Schneide berührte den Boden, und in den eingeschnittenen Augenschlitzen schimmerten seine Pupillen.

Er hatte Jane schon mehrmals besucht, aber sie wusste plötzlich, dass dieser Besuch etwas Besonderes war. Ja, er war anders als sonst. Zwar sah der Henker noch genauso aus, trotzdem stimmte bei ihm etwas nicht. Vielleicht lag es an seiner Haltung, die noch gestraffter war als sonst. Und er redete. Zum ersten Mal eigentlich.

Durch den Kapuzenstoff wurden seine Worte verzerrt, sie klangen dumpf und gleichzeitig drohend. Und sie enthielten ein sehr gefährliches Versprechen.

»In der nächsten Nacht wirst du sterben. Sobald der Mond seine volle Größe erreicht hat, werden wir dich zum Richtplatz schaffen, das Urteil verlesen und dir den Schädel abschlagen. Erst dann wird Ruhe im Reich der Hexenseelen sein, erst dann ist der Tod der Oberhexe Wikka gerächt worden. Denk daran, in der nächsten Nacht, wenn der Mond seine volle Größe erreicht hat, wirst du dein Leben aushauchen!«

Nach dieser Wiederholung drehte er sich um und verließ seinen Platz. Ruhig ging er davon.

Er ließ Jane zurück.

Eine Frau, die diese Worte genau verstanden hatte und darüber nachdenken wollte, obwohl sie es nicht schaffte. Irgendetwas störte sie, war nicht in Ordnung. In ihrem Kopf tosten die Gedanken, aber

einer kristallisierte sich immer stärker hervor.
Der Gedanke an den Tod.
Ich werde sterben!
Jane schrie. Es war jedoch ein Schrei, den nur sie allein hörte. Es war eine Reaktion ihrer stillen und doch so großen Angst.
Er hatte im Namen der Hölle gesprochen, und die Hölle hatte noch immer ihre Versprechen eingehalten.
Wer hätte ihr auch helfen sollen? Hier waren kein Yakup, kein Ali und kein John Sinclair.
Ab jetzt lief die Zeit.
Waren ihr in den letzten Tagen die Stunden so quälend langsam vergangen, so änderte sich dies nun.
Plötzlich lief die Zeit viel schneller ab. Als die Sonne aufging und es Tag wurde, hatte sie das Gefühl, die blassen Strahlen zum letzten Mal in ihrem Leben zu sehen.

***

Alcatraz!
Noch immer gab es Leute, denen ein Schauer über den Rücken lief, wenn sie den Namen aussprachen oder hörten, und das waren nicht nur solche, die mal dort eingesessen hatten.
Alcatraz war ein Mythos, eine Legende, es war Tod, Verzweiflung und gleichzeitig Hoffnung.
Hoffnung nur für die, die es geschafft hatten, ihre Zeit bis zur Entlassung zu überwinden. Aber jeder, der dieser Hölle entkam, war gezeichnet. Er fand sich im normalen Leben nicht mehr zurecht.
Nun, Alcatraz war Vergangenheit. Es gab nur mehr das Bauwerk, leer, verlassen, Tummelplatz für Ratten. Menschen oder Gefangene bewohnten es nicht mehr.
Das Meer donnerte gegen die felsige Küste, die gebauten Stege und Anlegeplätze verrotteten allmählich, waren vom Kot der Vögel ebenso übersät wie die Mauern.
Alcatraz war zu ewigem Schweigen verurteilt. Als schauriger Gruß und als Warnung stand es inmitten des Meeres.
Und wir hatten uns vorgenommen, dieser Insel einen Besuch abzustatten. Für uns war sie sogar zu einer Hoffnung geworden.
Vielleicht fanden wir dort die Lösung des Falles.
Optimistisch waren wir nicht, eher verbissen, wirkten irgendwie spannungsgeladen und kantig. Wir dachten, ohne uns darüber abgesprochen zu haben, stets an die Vergangenheit dieser Insel, die vor uns lag. Das Boot des Reporters Bob Riley war, wie er behauptete, fast hochseetüchtig, und das musste es auch sein, denn das Wetter meinte es nicht sehr gut mit uns. Es wehte ein steifer Wind aus Nordwest. Die Oberfläche wurde zu einem wogenden Teppich mit

langen Wellen, die wir regelrecht abreiten mussten. Weder Bill noch ich wurden leicht seekrank, und das war auch gut so.

Wir hatten Ölzeug übergestreift. Es wies die Tropfen der langen Gischtwolken ab, die über die Bordwand wirbelten. Ich stand neben Riley und hielt das Glas gegen die Augen gepresst.

Trotz der Weite des Meeres, die Alcatraz umgab, wirkte die Insel wie ein gewaltiger Brecher, ein Klotz aus Felsenund Beton, dem selbst der wildeste Sturm nichts anhaben konnte.

Ich sah die gelbbraunen Felsen, die mauerartig aus dem Wasser stiegen, senkrecht, ohne Vorsprünge, Hindernisse oder Kletterhilfen.

Wer da einen Ausbruch versuchte, war wahrscheinlich lebensmüde.

Es standen auch noch die Türme, wo die Wächter mit ihren geladenen Waffen gesessen hatten. Es gab noch den Zaun auf der Mauer. Elektrisch geladen, unter Spannung stehend. Und es gab den Weg von der Anlegestelle, diesem kleinen künstlichen Hafen, bis hin zur Festung.

Ein Weg, den Gefangene in mühevoller Arbeit gebaut hatten. Gepflastert mit rohen Steinen, oft uneben, sehr holprig.

Alcatraz war eine Hölle im Meer gewesen und jetzt nur noch ein gewaltiges Denkmal.

Im Hafen lag kein zweites Boot. Es ließ darauf schließen, dass wir die Einzigen waren, die sich der Insel näherten. Wenn Jane Collins, von wem auch immer, auf das Eiland gebracht worden war, dann nicht mit einem Boot, das im Hafen angelegt hatte.

Riley hielt das Ruder. Ich wandte mich an den Reporter. »Gibt es noch einen zweiten Anlegeplatz?«

»Nicht einen in der Güte.«

»Sondern?«

»Auf der Westseite der Insel existiert eine kleine Bucht. Da kann man anlegen, aber das würde ich niemandem raten. Die Klippen sind dort messerscharf und liegen dicht unter der Wasseroberfläche. Da schneidet dir der Fels das Boot auf.«

»Danke.«

Ich verließ den Platz und ging zum Heck, wo Bill hockte und sein Gesicht gegen den Wind hielt. Er grinste mich an. »Du hast durch das Glas geschaut, John.«

»Ja und nichts gesehen.«

»Ist Jane nicht da?«

»Ich weiß es nicht. Sie müsste mit einem Boot herbeigeschafft worden sein, aber da lag keines.«

»Wenn die anderen wieder zurückgefahren sind?«

»Und Jane?«

Bills Gesicht wurde hart. »Kannst du dir das nicht denken?« fragte er leise.

Ich nickte. Klar, er rechnete damit, die Leiche der ehemaligen Hexe zu finden. Natürlich hatte auch ich mir darüber Gedanken gemacht, aber ich war nicht bereit, dies so ohne weiteres zu akzeptieren. Bisher hatten wir immer eine Chance gesehen, Jane Collins aus dem Dilemma herauszuholen. Ich hoffte, dass es auch diesmal klappte.

»Ich wollte dir nicht den Mut rauben, John.«

»Das hast du auch nicht. Ein Traumtänzer bin ich nicht geworden. Wir werden die Insel durchsuchen, und wenn wir sie nicht finden, gehen wir ins Kloster und sehen uns dort um. Ich werde das Gefühl nicht los, dass dort auch etwas geschehen ist.«

»Vielleicht hängt das alles mit deinem letzten Fall in Tokio zusammen. Da habt ihr gewonnen. Yakup hat die Krone der Ninja an sich genommen. War sie ein Segen, oder hat sich ihr Besitz schon jetzt in einen Fluch umgewandelt? Diese Frage müssten wir uns stellen.«

Damit lag der Reporter genau auf meiner Wellenlänge. Möglicherweise schlug die andere Seite jetzt auf Umwegen zurück.

Shimada und Asmodis, die ebenfalls hinter der Krone der Ninja her gewesen waren, vergaßen eben nichts.

Bill bot Zigaretten an. Wir hatten Mühe, die Glimmstängel anzuzünden. Nach einer Weile meinte mein Freund: »Es muss doch einen Grund gegeben haben, dass man Jane nach Alcatraz geschafft hat.«

»Vorausgesetzt, sie ist wirklich dort.«

»Das meine ich. Also, hat es einen Grund gegeben? Ich frage mich nur, welchen! Wer in ein Zuchthaus geschafft wird, den bestraft man.«

»Da hast du schon den Grund. Die andere Seite gibt Jane Collins die Schuld an Wikkas Tod. Sie hat nichts vergessen, Bill. Überhaupt nichts, daran solltest du denken. Alcatraz istgroß. Dort kann man einen Menschen lebendig begraben. Sieh dir diese verdammten Mauern doch nur an. So etwas ist einfach furchtbar.«

»Vielleicht hat man das mit Jane vorgehabt.«

»Möglich.«

Es war uns nicht mehr nach Reden. Wir saßen da und starrten auf den weiten, wogenden Wasserteppich vor uns. Graugrün in der Farbe, bedeckt mit einer langen Dünung und weitgeschwungenen Wogen, die gegen die Felsen von Alcatraz anrollten und von ihnen schäumend gebrochen wurden.

Über dem Meer lag ein grauer Winterhimmel. Eine unendlich erscheinende Fläche, ohne blasse Sonne. Es schien, als würde die Weite des Alls um die Menschen trauern.

Ähnlich fühlte auch ich. Bill erging es nicht anders. Er hatte die Kippe in eine Blechdose geworfen, die als Ascher diente. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck.

Leider würden wir unser Ziel erst bei Anbruch der Dämmerung

erreichen. Es war zeitlich nicht anders möglich gewesen. Ich hatte das Glas mitgenommen. Bill bat darum.

Als er gegen die Insel schaute und es nach ungefähr einer Minute sinken ließ, schüttelte er den Kopf. »Keine Spur von Jane.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Wieso fahren wir dann?« Als er mein erstauntes Gesicht sah, winkte er ab. »Tut mir Leid, John, aber ich bin durcheinander. Man kommt sich vor wie eine Marionette, die an den Fäden eines Unbekannten tanzt.«

»Da hast du Recht.«

Es wurde noch trüber.

Bob Riley kannte die Strecke gut. Er war des Öfteren in Richtung Alcatraz gefahren und kannte auch die Rinne, die er nehmen musste, um den dicht unter der Wasseroberfläche liegenden Felsen auszuweichen.

Sehr geschickt manövrierte er das Boot hinein. Die Wellen schlugen gegen die Bordwände. Sie packten von zwei Seitenzu.

Gischt wirbelte in die Höhe, besprühte uns, und wir fuhren wie durch einen Tunnel weiter.

Wellenbrecher aus Beton waren in die See hineingebaut worden.

Sie stemmten sich den Wogen entgegen und sorgten dafür, dass unsere Fahrt in den leeren Hafen ruhig verlief. Riley winkte uns zu, als er einen Anlegeplatz ansteuerte, den er sicherlich schon kannte, weil er, ohne groß zu überlegen, auf ihn zufuhr.

Gewaltig waren die Mauern des Zuchthauses. Ich konnte meinen Blick auch nicht von ihnen lösen, als ich das Boot verlassen hatte und auf dem Pflaster des Weges stand, der hoch zum Zuchthaus führte.

Man kam sich so klein und nichtig vor, wenn man gegen den Komplex schaute. Schon von außen sah das Zuchthaus ausbruchsicher aus. Die dicken Mauern umschlangen alles. Selbst Sprengkommandos würden Mühe haben, diesen Komplex zu zerstören.

Rileys Augen wurden plötzlich groß, als er sah, was Bill Conolly unter seiner Jacke hervorholte. Eine eckig geformte Waffe, die golden schimmerte.

»Was ist das denn, Kollege?«

»Eine goldene Pistole.«

»Und?«

»Damit kann ich schießen.« Mehr sagte Bill nicht. Es war auch gut so. Er hatte die stärkste Waffe mitgenommen, die ihm zur Verfügung stand. Er setzte sie nur im äußersten Notfall ein.

»Nehmen wir den normalen Weg?« fragte ich.

»Wir müssen«, erwiderte Riley. »Ich kenne keinen anderen.«

Und so schritten wir auf das breite Eingangstor zu. Über einen Weg der Hoffnungslosigkeit, den schon Tausende vor uns gegangen waren,

mit depressiven Gedanken, mit dem Wissen, dass sie für Jahre hinaus lebendig begraben sein würden.

Alcatraz war das Grauen schlechthin. Es war die zu Stein gewordene Strafe der menschlichen Gesellschaft.

Mich ließ dieser Anblick auch nicht kalt, obwohl das breite Eisentor offen stand und die Sicherungen nicht mehr vorhanden waren wie früher. Dennoch spürte ich das Gefühl der Beklemmung, und mein Hals war so trocken, als hätte ich Sand geschluckt.

Pflaster, Beton, ein Football-Platz, dessen Linien noch schwach zu erkennen waren. Dort hatten sich die Gefangenen sportlich betätigen können. Mauern und Wände und natürlich die zahlreichen Zellenfenster, rechteckige Löcher mit Gitter im braungelben Mauerwerk. Ein deprimierender, schlimmer Anblick.

Die Fenster waren kaum zu zählen. Aber hinter einem von ihnen lag vielleicht die Frau, die wir suchten. Es würde Tage dauern, bis wir die Insel und jede einzelne Zelle durchforstet hatten.

Wankte unser Plan?

Wir hatten Lampen mitgenommen, da wir nicht wussten, ob noch Elektrizität vorhanden war. Ich kannte ja manche Zuchthäuser auch von innen, hatte selbst schon eingesessen, um Fälle aufzuklären, aber keines war so schlimm gewesen wie Alcatraz.

Riley führte uns zum Haupttrakt. Über unseren Köpfen segelten Wasservögel und zogen ihre Kreise. Jahrelang waren sie von den Gefangenen beobachtet und vielleicht auch wegen ihrer Freiheit verflucht worden.

Die Leere war schlimm.

Hinter jeder Ecke, jeder Tür konnte jemand lauern. Wir sahen oft Dinge, die es gar nicht gab. Aus Schatten wurden Menschen, Gegenstände, die verschwanden, als wir näher kamen.

Und überall lag der Staub.

Manchmal sohlenhoch. Wir hinterließen Abdrücke, aber wir schimpften nicht auf ihn, denn der Staub war gleichzeitig ein Wegweiser für uns. Nicht nur unsere Abdrücke blieben zurück, auch die anderer Menschen, die Alcatraz einen Besuch abgestattet hatten.

Wir trennten uns nicht, weil man sich leicht verlaufen konnte. Es gab mehrere Etagen, auch außen liegende Plattformen, die einen Blick aufs Meer gestatteten. Da hatten sich früher die Aufpasser gesonnt, während die Gefangenen in den heißen Zellen schmachteten.

Die Dämmerung kroch heran. Der Himmel wurde noch grauer.

Bald würde es auch dunkel sein, dann mussten wir die Lampen einschalten. Wir hielten uns in den mittleren Etagen auf, blickten in die schmalen Zellen, sahen die Schmierereien an den Wänden. Oft waren es schlimme Sprüche, aber auch Zeichen der Trost- und Hoffnungslosigkeit. Die Sätze redeten eine deutliche Sprache. Sie

zeugten von der Verzweiflung, die manche Gefangenen gepackt hatte.
Wir entdeckten keine Spur von Jane Collins.
Wieder erreichten wir eine der langen Treppen und kletterten hoch. Begleitet vom Echo der Schritte, ließen wir die Stufen hinter uns, gelangten in ein großes Rechteck aus Flur und Zellentüren, aber im Schein unserer Lampen entdeckten wir etwas.
Spuren!
Bill hatte sie zuerst gesehen. Er war plötzlich aufgeregt und winkte uns zu. »Verdammt, kommt her!«
Die Spuren wurden untersucht. Riley meinte: »Alt können sie nicht sein. Da ist vor uns jemand hergegangen.«
»Jane?« fragte Bill.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, sie hat kleinere Füße.«
Es waren zumindest zwei Personen, die ihre Spuren hinterlassen hatten. Ich ließ meine beiden Begleiter stehen, ging ein Stück vor und suchte dort im Schein der Lampe.
Und ich sah etwas.
Zwar keine Trittabdrücke, dafür Schleifspuren, die zwischen den Abdrücken herliefen.
Ich machte meine Freunde darauf aufmerksam. Sie sahen sie sich sofort an.
»Da muss jemand über den Boden geschleift worden sein«, sagte Bill.
»Jane!«
Der Reporter hob den Kopf. Im Schein der Lampe sah sein Gesicht blass aus. »Bist du sicher?«
»Ich hoffe es.«
»Dann lassen Sie uns den Spuren folgen«, erklärte Riley und nickte uns zu.
Wir hatten nichts dagegen.

***

Tagelang war er verschwunden gewesen, hatte sich den Menschen entzogen, war in sich gegangen und hatte meditiert. Er musste sie einfach finden, sonst war sein Leben sinnlos, dann fühlte er sich als Versager, weil er den ihm anvertrauten Menschen nicht beschützt hatte.
Deshalb seine Vorwürfe und deshalb auch sein Sinnen und Trachten, alles wieder ins Lot zu bringen.
Er hatte den weisen Zii gesprochen, dessen Leiche im Totenbaum lag und der allein durch seinen Geist zu Yakup redete. Der weise Zii wusste viel, er sah viel, denn er wartete auf seine Wiedergeburt.
Noch konnte er Hinweise geben, doch steckte er erst einmal in einem anderen Körper, war es damit aus.
Sosehr der Weise auch seinen Geist auf die Reise geschickt hatte, er

hatte nichts Konkretes erreichen können. Nur Tipps, mit denen Yakup zuerst nichts anfangen konnte, die jedoch aussagten, dass Jane Collins noch am Leben war, denn der weise Zii hatte ihre Aura sehr deutlich gespürt, als hätte sie ihn gestreichelt.

Yakup war dann gegangen. Ohne sich zu verabschieden, hatte er das Kloster verlassen. Er wollte den Hinweisen nachgehen, die man ihm gegeben hatte, und vielleicht fand er noch eine Spur der verschwundenen Person.

Yakup Yalcinkaya wusste genau, dass es Hexen in Frisco gab.

Menschenwesen, die dem Teufel dienten und die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Jane Collins irgendwann zu fangen, um sie für ihre Taten zu bestrafen.

Ein Bild der ehemaligen Hexe befand sich bei vielen, das wusste Yakup.

Er nahm keine Rücksicht.

Als er die zweite Hexe aufgestöbert hatte und sie mit zwei Männern zusammenfand, wurde er zum Tornado. Er nahm sich die beiden Männer vor, schickte sie ins Reich der Träume und begann mit der Befragung. Natürlich hatte auch er Zeitungen gelesen nach seiner Rückkehr aus Japan. So konnte er sich schon ein Bild machen.

Von der Hexe erfuhr er nichts. Er stöberte andere auf, ließ sich sogar in Kämpfe verwickeln, aber Hinweise auf Jane Collins erhielt er nicht. Er sah nur die Überraschung in den Gesichtern der Frauen, wenn sie von seinen Problemen hörten. Und er musste sich auch die Hasstiraden der anderen gefallen lassen und ebenfalls den Jubel darüber, dass es Jane endlich erwischt hatte.

Yakup war zäh. Er suchte und forschte weiter. So vergingen Tage und Nächte. Bis er wieder zurück in das Kloster kehrte und noch einmal in den unterirdischen Verliesen den alten Zii befragte.

Im Leichendunst der verwesenden und im Totenbaum liegenden Körper kniete er nieder, verzweifelt, aber nicht gebrochen. Er hatte im Schutz der Ninja-Krone das Kloster betreten und war als Unsichtbarer nicht gesehen worden. Abermals fand eine stumme Zwiesprache zwischen ihm und dem weisen Zii statt, und diesmal trug sie Früchte.

Er hörte eine Antwort in seinem Kopf. Sie war leise gegeben worden, dennoch verständlich. Die Worte sprachen davon, dass das Gericht des Teufels aus den Tiefen der Dimensionen gekommen sei, um sich Jane Collins vorzunehmen. Das Urteil war verlesen worden und sollte auch vollstreckt werden.

»Wo?« Dieses eine Wort, diese eine Frage sprach von der Verzweiflung, die Yakup beherrschte. Und er wartete auf die Antwort, die vielleicht alles oder nichts sein konnte.

Zii gab sie ihm verschlüsselt. »Der Geist dieses Höllengerichts treibt durch die Dimensionen. Er wird sich manifestieren und sich deiner

Jane annehmen. Er hat sich ihrer bereits angenommen und sie zum Richtplatz geschafft. Ich kann nicht fühlen, wo er sich genau befindet, aber ich kann dir einen Hinweis geben. Auf dem Meer, Yakup, nicht im Wasser, nur auf dem Meer. Ein Ort des Schreckens, der Verzweiflung und des Schmerzes. Die Hoffnungslosigkeit triumphiert dort ebenso wie der Tod. Beide haben sich ergänzt, aber das liegt bereits zurück. Heute ist es leer, so öde, doch der Geist des Bösen und der Geruch des Todes sind noch vorhanden. Ein schlimmer Ort, eine Hölle auf Erden und im Meer liegend. Im Meer, im Meer…«

Weitere Informationen erhielt Yakup nicht. Er verließ den Keller und ging wieder, ohne gesehen zu werden.

Er wusste jetzt, was er zu tun hatte.

Einen halben Tag ließ er sich Zeit und überlegte. Bis ihm ein Gedanke kam.

Es war keine Blitzidee, sondern die Summe seiner Überlegungen, und dieser Gedanke hatte einen konkreten Hintergrund.

Ein Name nur.

Alcatraz!

Das war eine Insel im Meer. Dort hatte die Hoffnungslosigkeit regiert.

Die perfekte Hinrichtungsstätte.

Yakup Yalcinkaya machte sich auf den Weg…

***

Der vergangene Tag war einfach schrecklich gewesen. Jane hatte das Aufgehen der Sonne erlebt und hätte sich gewünscht, dass es weiterhin dunkel bleiben würde.

Sie konnte nicht gegen die Natur angehen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als zu warten.

Warten auf ihren Tod.

Es verging Zeit.

Die Stunden kamen, gingen vorbei. Jane spürte, wie sieimmer nervöser wurde, wie sich ihre Angst steigerte, wie sie nachzudenken anfing und in der Zelle auf und abging.

Von der Wand bis zur Tür und wieder zurück. Sie hatte keine Uhr mehr. Beim Kampf war sie zerstört worden, aber sie wusste nach einem Blick aus dem Zellenfenster immer in etwa, wann es Mittag war.

Auch die Sonne wirkte so trost- und hoffnungslos. Sie gab kaum Wärme ab, und so fühlte sich auch Jane Collins. Leer und ausgebrannt, beherrscht von einer innerlichen Kälte.

Wenn sie sich wieder hinhockte, drückte die Stille. Diese atypische Ruhe kam ihr ebenfalls vor wie ein Gefängnis. Sogar wie ein zweites, das wesentlicher enger war als die Zelle.

Manchmal kamen sie auch.

Jane kannte die Geräusche. Sie hörte die Stiefelsohlen aufsetzen, zwischendurch das Schleifen oder die metallischen Laute, die immer dann entstanden, wenn die Klinge des Henkerbeils auf den Boden tickte und die Schritte mit einer hellen, fast grausam klingenden Musik begleiteten.

Furchtbare Geräusche, die Angst in ihr hochtrieben und ihre Kehle regelrecht verengten.

Wieder hörte sie den Henker. Diesmal ging er nicht vorbei, sondern blieb vor der Zelle stehen.

Jane stellte sich hin. Sie stand nahe am vergitterten Fenster, durch das graue Helligkeit in die Zelle sickerte. Wieder hörte sie das typische Geräusch, als der schwere Außenriegel zur Seite geschoben wurde und sich die Luke öffnete.

Fast erleichtert nahm sie zur Kenntnis, dass der andere nicht gekommen war, um sie zu holen. Er wollte ihr etwas bringen.

Eine Hand erschien. Keine Knochenklaue, sondern mit einer dünnen graubraunen Haut bedeckt. Die Finger der Hand umklammerten ein Gefäß, in dem Wasser schimmerte.

Ihr Henkerstrank?

Jane rechnete damit. Man hatte ihr jeweils nur einmal am Tag Wasser gereicht. Diesmal war sogar auf das Essen verzichtet worden, das empfand Jane als nicht schlimm.

Sollte sie das Wasser trinken?

Es hatte sie stets erfrischt, denn es musste von einer Quelle stammen, die irgendwo auf der Insel entsprang.

Die Lukenklappe war nach innen gefallen. Auf ihr stand das kleine Tongefäß.

Jane ging hin, streckte den Arm aus und umklammerte den Becher. Sie schaute dabei auf das Augenpaar hinter den Sehschlitzen der schwarzen Kapuze. Es war ein taxierender Blick ohne Mitleid, unter dem Jane Collins regelrecht erschauderte.

Hastig zog sie den Becher zu sich heran. Das Wasser geriet in Bewegung, es schwappte über, und Jane trank. Der letzte Schluck in ihrem Leben?

Sie nahm sich Zeit, und der Henker hatte nichts dagegen. Sein Kopf malte sich hinter der offenen Luke ab, er beobachtete die Trinkende scharf, wie Jane langsam schluckte.

Irgendwann war der Becher leer. Jane ging vor und stellte ihn wieder an seinen Platz. So war es immer, es glich schon einem Ritual, und der Henker nickte.

»Es war dein letzter Schluck«, sagte er. »Dein allerletzter. Wenn wir demnächst kommen, holen wir dich ab. Zwei Henker, die dich packen werden. Denk an früher, da hast auch du dich unter der Kapuze eines Henkers verborgen gehabt. Alles kommt wieder, alles.«

Mit einem lauten Geräusch fiel die Klappe wieder vor die Öffnung.

Jane war allein. Sie lauschte den schwächer werdenden Schritten nach, bis sie nicht mehr zu hören waren, drehte sich dann um und dachte über die letzten Worte nach.

Ja, es stimmte. Auch sie war in ihrem Leben als Hexe schon ein Henker gewesen. Sie hatte ihr Gesicht unter einer roten Kapuze verborgen gehabt und schlimme Taten begangen, die sie im Nachhinein sehr bereute. Nun kam alles wieder auf sie zurück. Unter der Axt des Henkers würde sie ihr Leben aushauchen.

Wiederum machte Jane Collins das Gleiche durch wie die Todeskandidaten, die früher hier eingesessen hatten. Sie konnte sich vorstellen, dass sie in einer Todeszelle steckte, nur würde man sie nicht durch Gas umbringen, sondern köpfen.

Nach alter Methode, wie es die Henker des Mittelalters getan hatten. Es war furchtbar.

Und sie spürte den Druck. Er wurde immer stärker, presste ihren Magen zusammen, sodass sie Mühe hatte, überhaupt Luft zu bekommen. Wenn sie tief einatmete, spürte sie den Druck, der ihre Magenwände umschloss. Es war der Beginn der Todesangst.

Sie lauschte nach innen, hörte ihren Herzschlag und wusste, dass mit jedem Schlag dieses künstlichen Organs wieder eine Sekunde ihrer Lebensuhr abgelaufen war.

Ein furchtbares Gefühl, der Beginn einer schrecklichen Todesangst, die immer weiter steigen würde, um sie schließlich in den Wahnsinn zu treiben.

Jane konnte sich nicht vorstellen, dass sie die Kraft fand, allein zur Stätte der Hinrichtung zu gehen. Dorthin würde man sie wohl schleifen oder tragen müssen.

Die Sonne wanderte weiter. Längst konnte sie den Ball nicht mehr sehen. Sie hörte aber das ewige Rauschen der Brandung. In der Nacht nahm es noch zu, da hatte sie immer das Gefühl gehabt, Botschaften zu empfangen, die ihre Furcht jedoch nicht hatten lindern können.

Der Nachmittag brach an.

Jane erinnerte sich an die Worte, die man ihr gesagt hatte. Wenn der Mond am Himmel stand, würde man sie holen und zur Richtstätte führen. Sie trat an das schmale Zellenfenster, streckte die Arme aus und umklammerte zwei Stäbe im unteren Drittel. Sie spürte den Rost auf den Handflächen, störte sich nicht daran und zog sich in die Höhe, weil sie sehen wollte, ob der Mond schon aufgegangen war.

Obwohl sich Jane einen guten Blickwinkel verschafft hatte, entdeckte sie die runde Scheibe nicht. Sie sah nur die grauen Wolken, diesen bedeckten Himmel, der eine gewisse Trauer ausstrahlte, als wollte er wegen Janes Schicksal anfangen zu weinen.

Sie ließ sich wieder zurückfallen. Fast hätte sie den Halt verloren, so

schwach fühlte sie sich in den Knien, auch eine Folge der immer stärker werdenden Angst.

Sie erlebte die ersten Schweißausbrüche, hatte das Gefühl zu dampfen und konnte ihren eigenen Körpergeruch nicht mehr riechen. Schmutzig, verklebt und verdreckt, so fühlte sie sich. Sie war ein Mensch, der diese Bezeichnung nicht mehr verdiente. Eine Stufe war sie tiefer gerutscht und näherte sich dem Zustand des Tieres.

Irgendwann würde sie auch ihre Gedanken ausschalten und sich tatsächlich so benehmen wie ein Tier.

Die Zeit war unerbittlich.

Sekunden wurden zu Minuten, Minuten wiederum zu Stunden, und das Räderwerk lief weiter.

Der Himmel trübte sich ein. Hoher Nachmittag, der Beginn des Wechsels, im Januar wurde es rasch dunkel.

Hin und wieder zitterte sie. Dann rann der Schüttelfrost peitschenartig über ihren Körper. Sie klapperte mit den Zähnen, sie spürte die Kälte vom Nacken her zu den Beinen ziehen, und sie lauschte auch auf jedes Geräusch. Dabei traute sich Jane nicht, noch einmal aus dem Fenster und nach dem Mond zu schauen.

Ununterbrochen rauschte die Brandung. Wasser spülte gegen die Felsen, als wollte es sie wegschieben, doch das Gestein und der Beton waren härter. Beides hielt dem Salz des Wassers auch weiterhin stand.

Jane zuckte zusammen, als sie aus dem Gang das Geräusch vernahm. Diesmal lauter als sonst.

Schritte.

Jetzt holten sie sie.

Jane wurde noch bleicher. »O mein Gott, hilf mir!« flüsterte sie und begann zu beten.

Gleichzeitig weinte sie.

Sie weinte über ihr Schicksal, sie weinte, weil sie so schwach war, und sie weinte, weil sie einmal dem Teufel gedient hatte. Eine bittere, starke Reue überkam sie, und sie hatte das Gefühl, als würde mit jeder vergossenen Träne ein Teil der Kraft ihren Körper verlassen, die sie bisher gestützt hatte.

Je mehr sich die Schritte ihrer Zelle näherten, umso lauter wurden sie. Wie auch das hell klingende Geräusch, das entstand, als die Klinge des Henkerbeils den Boden berührte.

Es war sogar so laut, dass es die Schritte der Henker überlagerte.

Jane sah vor ihrem geistigen Auge schon das helle Blitzen der Klinge, die den Tod brachte.

Sie standen vor der Tür. Der schwere Riegel wurde zur Seite geschoben. Dann stieß eine Hand die Tür auf.

Jane schaute hin. Sie hatte sich in die hinterste Ecke der Zelle verkrochen, stand dort zitternd wie ein in die Enge getriebenes Tier.

Der Schweiß strömte über ihr Gesicht; er brannte in den Augen, die noch vom Weinen nass waren, denn der Strom der Tränen ließ sich einfach nicht stoppen. Er lief weiter an ihren Wangen hinab, berührte die Mundwinkel, rann über die Lippen. Jane schmeckte das Salz.

Er kam in die Zelle.

Es war der Henker ohne Beil. Seine breite Kapuze bewegte sich im Durchzug, wurde gegen sein Gesicht gepresst. Die Augen in den Schlitzen sahen aus wie dunkle Perlen. Wo sich die Öffnung des Mundes befand, klaffte ein Loch.

Aus ihm drang die Stimme.

»Wir sind gekommen, um dich zu holen. Du wirst nun für das büßen, was du der Hölle angetan hast. Komm her!«

Jane schüttelte den Kopf. Nein, sie konnte und wollte nicht. Sie hockte jetzt auf dem Boden und spürte die Härte und Kälte der Wand in ihrem Rücken.

Der Henker wartete einige Sekunden. Dann hob er mit einer gleichgültig anmutenden Bewegung seine breiten Schultern und trat auf Jane zu. Am liebsten hätte sie sich irgendwo verkrochen, aber das Gemäuer der Todeszelle hatte noch nie nachgegeben.

Der Henker wuchs vor ihr in die Höhe. Sein Kopf mit der Kapuze schien noch mehr zu wachsen, er wurde übergroß, ebenfalls die Augen, und wieder stieg die Angst in ihr.

Er griff zu.

Schwer fiel sein Arm nach unten. Die Pranke mit den breiten Fingern legte sich auf ihre Schulter und drückte so hart, als wollte sie die Knochen zerbrechen.

Jane hatte keine Chance. Sie fühlte sich eingeengt, verloren, und sie hörte ihr eigenes Herz überlaut schlagen.

Dann zog die Pranke sie hoch.

Es war eine lässige Bewegung, so jedenfalls sah sie aus. Jane wurde auf die Beine gestellt, konnte sich kaum halten und wäre gestürzt, hätte der andere sie nicht festgehalten. So stand sie vor ihm, ein zuckendes Bündel Mensch, beseelt von einer furchtbaren Angst.

Er zog Jane herum und schleifte sie aus der Zelle. Sein Kollege, der die Mörderaxt hielt, war zur Seite ausgewichen, damit beide den Gang betreten konnten.

Jane nahm alles auf wie eine Träumerin. Sie sah die beschmierten Wände mit den widerlichen Sprüchen, aber sie war nicht mehr in der Lage, sie zu lesen.

Alles verschwamm vor ihren Augen. Die Wirklichkeit wurde zum Traum, nur blieb dies ein Wunschdenken. Aus einem Traum konnte man erwachen, und alles war gut.

Hier war es anders.

Jane hatte das Gefühl, als wären ihre Ohren mit Watte ausgestopft

worden. Jeden Schritt ihrer beiden Bewacher nahm sie nur als dumpfen Laut wahr. Sie schaute mit dem tränenverschleierten Blick nach vorn, sah irgendetwas, ohne es jedoch genau erkennen oder identifizieren zu können. Es war eine Gittertür, die aufgezogen wurde, sodass Jane in den dahinterliegenden Gang geschoben werden konnte.

Und der führte wieder an den Zellen vorbei, an den optischen Zeichen der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung. Sie erreichten eine Treppe, blieben für einen Moment stehen, und Janes Blick klärte sich. Er fiel genau auf einen Schriftzug an der Wand. Jemand hatte dort etwas hingesprüht, das ihr einen Schock gab.

Zur Gaskammer stand dort. *Dein Weg in die Hölle, Freund!* Unter den Worten sah sie einen zitternd gesprühten Pfeil.

Die Henker zogen sie weiter. Sie hielten sie links und rechts an den Armen gepackt. Als Jane mit den Knien gegen eine Stufenkante stieß und den Schmerz spürte, war sie gezwungen, die Beine zu heben.

Und so stieg sie höher.

Mit Bewegungen, die sie selbst nicht kontrollieren konnte. Die Sohlen schleiften über das harte Metall. Manchmal klang das Echo noch singend nach, als würde es Janes Weg zur Todeszelle musikalisch begleiten.

Die Treppe war nicht endlos, obwohl sie ihr so erschien. Aber die Luft wurde besser.

Frischer Wind fuhr gegen ihr Gesicht. Er brachte den typischen Geruch des Meeres mit. Für einen Moment blitzte der Gedanke an Freiheit in ihrem Kopf auf, und Jane empfand ihn im nächsten Augenblick als pervers. Es gab keine Freiheit mehr für sie – nur den Tod.

Sie ließen die Treppe hinter sich.

Eine Metalltür war geöffnet worden. Gehalten wurde sie von der Skelettklaue des Richters, der im toten Winkel hinter der Tür stand und nur dafür sorgte, dass der Eingang frei blieb.

Der Wind blies in Janes Haare. Er wehte sie auch vor ihr Gesicht, sodass sie nur wenig sehen konnte. Aber sie spürte die Kälte und stellte fest, dass sie sich außerhalb der Mauern befanden.

Die beiden Henker schoben sie weiter auf eine Plattform oder einen Vorsprung hinaus. Hinter ihnen ließ der Richter die Tür los.

Sie schwang von selbst zu und fiel mit einem dumpfen Geräusch ins Schloss.

Da der Wind die Richtung wechselte, wehte er das Gesicht der Frau wieder frei.

Janes Blick fiel auf ein Metallgitter, das die Plattform abgrenzte.

Darüber schaute sie hinweg und sah das wogende Meer unter dem düster werdenden Himmel liegen.

Es kostete sie Überwindung, den Kopf in den Nacken zu legen und

gegen die grauen Wolken zu schauen.

Sie trieben über das endlose Firmament, aber zwischen ihnen entdeckte Jane einen hellen Kreis.

Es war der Mond!

Ein Planet, in dessen Zeichen sie ihr Leben ein für alle Mal aushauchen sollte.

Jane spürte den Druck, der sich noch mehr verstärkte. Ihr Körper schien starr zu werden, sie wollte nicht mehr atmen. Hinter ihren Schläfen pochte es hart, und sie spürte den plötzlichen Druck, der sie auf die Knie zwang. Das war direkt neben einem großen, kantigen Gegenstand, der ihr erst jetzt auffiel.

Es war ein Richtklotz!

Das Holz sah verwaschen aus, der Zahn der Zeit hatte daran genagt, aber er hatte es nicht geschafft, all das Blut der Opfer aus dem Holz auszuwaschen.

Jane stützte sich auf die Hände. Sie merkte das Zittern ihrer Arme, und sie wusste auch, wie es weitergehen würde. Man würde sie auf den Richtklotz legen.

Noch war es nicht so weit. Der Richter verlas noch einmal das Urteil. Er hatte ein zerfleddertes Buch unter seinem Talar hervorgeholt.

Er hielt Jane ihre Untaten vor. Es berichtete von den schlimmen Dingen, die eine der ihren angeblich getan hatte, und er sprach zum Schluss über Wikkas Seele, die förmlich nach Rache schrie.

Um diese Rache zu erfüllen, hatte der Teufel den Richter und die beiden Henker geschickt.

Die letzten Worte der Stimme verklangen, als hätte sie der steife Wind einfach mitgerissen. Nur noch das Knattern der Kleidung im Wind war zu hören, ein letztes Geräusch, das Jane Collins in den endgültigen Tod begleiten sollte.

Von allein konnte sie nichts mehr unternehmen. Sie hätte höchstens auf den Richtklotz zukriechen können, aber dazu fehlte ihr die Kraft.

Diese »Arbeit« übernahmen die beiden Henker. Wiederum griffen sie hart zu. Ihre Hände schlugen auf die beiden Schultern der ehemaligen Hexe und fassten fordernd zu. Sie schleiften Jane über den rauen Boden der Platte. Ihre Knie scheuerten auf, der Schmerz brannte, sie wurde herumgedreht und hockte vor dem Klotz.

Es war furchtbar. Jane sah das Holz, die Maserung, die zum Teil einen braunen und dunkelroten Farbton angenommen hatte. Reste des getrockneten Bluts.

Dann hörte sie den Befehl.

Die Stimme klang zischend und dumpf zugleich. Der Richter hatte gesprochen.

»Runter mit dem Kopf!«

Jane zögerte. Das wiederum hatten die beiden Henker nicht gern.

Von ihrer linken Schulter löste sich eine Hand, die sich auf ihren Nacken legte und eisern zudrückte.

Jane Collins sah keine Chance, diesen Griff zu sprengen, und sie ließ es geschehen, dass ihr Kopf dem Klotz entgegengedrückt wurde. Als sie den ersten Kontakt spürte, schoss es durch ihren Körper, als hätte sie einen Stromstoß erhalten.

Es war für sie ein nicht zu beschreibendes Gefühl. Das Holz war knochenhart, gleichzeitig auch weich, irgendwie nachgiebig, aber sie hatte keine Chance, dem Tod zu entrinnen.

In ihrer Verzweiflung biss sie sich selbst auf die Zunge, schmeckte die Süße des Bluts und würgte.

Noch einmal sprach der Richter. »Wenn du etwas zu sagen hast oder einen letzten Schrei ausstoßen willst, dann tu es. Aber bitte den Teufel nicht um Verzeihung. Er vergibt niemals, hast du verstanden? Nie!«

Jane hatte verstanden, doch sie reagierte nicht. Die junge Frau konnte es nicht. Die Todesangst hielt jede Faser ihres Körpers fest.

Noch einmal fauchte eine Bö heran.

Ein scharfer Windstoß, der in ihre Haare griff und sie so zur Seite wehte, dass ihr Nacken freilag. Jane empfand es als eine Tücke des Schicksals.

»Henker, walte deines Amtes!« donnerte die Stimme des Richters über die Plattform.

Der Henker hatte den Griff seines Mordinstruments mit beiden Händen umklammert. Er hob die Axt an, um mit einem Schlag den Kopf vom Körper der Frau zu trennen.

***

Die Spuren waren der erste Hinweis gewesen, und wir hatten ihn aufgenommen. Ich war in eine regelrechte Euphorie verfallen, die sich bald abschwächte, denn die Spuren verliefen sich. Es gab kein eigentliches Ziel. Sie führten im Kreis, dann wieder in andere Etagen des riesigen Komplexes.

Wir hörten weder Schritte noch Schreie. Nur diese dumpfe Ungewissheit blieb zurück, zusammen mit einer gefährlichen Stille des Todes, die uns einlullte.

Irgendwann gingen wir nicht mehr weiter. Wir befanden uns in einem Komplex, wo sich die Wärter aufgehalten hatten, jedenfalls waren wir nicht so stark umgittert. Man hatte sogar noch einen alten Kaffeeautomaten zurückgelassen.

Ich lehnte mich mit dem Rücken gegen ihn und hob die Schultern.

»Sollten wir es umsonst versucht haben?«

Bill und Bob gaben keine Antwort. Wahrscheinlich wollten sie mich nicht deprimieren, sie mussten merken, wie sehr ich unter dieser Situation litt. Ich ballte die Hände. »Hat es überhaupt Sinn?« fragte ich

leise.
Riley schüttelte den Kopf. »Ja und nein«, sagte er. »Hier im Zuchthaus vielleicht nicht, aber draußen.«
»Wie meinen Sie das?«
»Noch ist es nicht völlig dunkel. Wir sollten nach draußen gehen und uns einen Überblick verschaffen. Es gibt Wege, die auf das Dach des Gebäudes führen. Außerdem gibt es höher gelegene Plattformen, von denen man eine gute Sicht hat.«
»Was meinst du?« fragte ich Bill.
»Wir sollten es zumindest versuchen.«
Ich war einverstanden. Es war besser so, als durch die Gänge zu irren. Wir mussten den Weg zu den Plattformen erstfinden. Zumeist lagen die Treppen ziemlich versteckt, aber Bob Riley war uns eine große Hilfe. Man merkte, dass er sich nicht zum ersten Mal auf der Insel aufhielt. Er hatte ihr schon des Öfteren einen Besuch abgestattet. Er fand einen Weg, der in die Höhe führte. Eine der typischen Eisentreppen lag vor uns.
Hintereinander stiegen wir sie hoch. Unsere Schritte erzeugten Echos auf den Gitterplatten, die bei jedem Schritt vibrierten.
Vor einer Tür am Ende der Treppe war Riley stehen geblieben. Er schaffte es nicht, sie aufzudrücken. Wir warfen uns dagegen. Dabei schrammte sie mit der Unterseite über den Boden. Frischer Wind traf uns. Der Geruch des Meeres stieg in unsere Nasen.
Wir waren ziemlich hoch, standen zwar nicht auf dem Dach des Traktes, doch unser Blick war gut. Er streifte weit auf das Meer hinaus, und ich sah in der Ferne die helle Lichterkette von Frisco.
Ein wunderschönes Bild, das damals bestimmt so mancher Wärter genossen hatte. Den Gefangenen hatte man diesen Anblick stets vorenthalten. Aber nicht nur das Meer sahen wir. Als wir den Rand der Plattform erreichten und in die Tiefe starrten, glitt unser Blick in den größten Innenhof und auch auf andere Plattformen.
Gleichzeitig zuckten wir zusammen und standen steif wie Statuen, weil wir einfach nicht glauben konnten, was wir dort sahen. Es war schlimm und schrecklich – mir fehlten einfach die Worte, und ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss.
Wir sahen ein als Richter verkleidetes Skelett. Außerdem zwei Henker, die ihre Gesichter unter Kapuzen verborgen hatten. Und wir entdeckten Jane Collins, die vor einem Richtklotz kniete, den Rücken gebeugt hielt und mit dem Kopf das Holz berührte.
Sie sollte hingerichtet werden!
Ein Henker stand schräg neben ihr. Seine wuchtige Axt hielt er bereits in den Händen, er zielte noch.
In diesen Augenblicken erlitt ich schreckliche Qualen. Wir waren zu weit entfernt, um Jane helfen zu können. Auch ein Warnschrei wäre

vom Wind verweht worden. So mussten wir zuschauen, wie man eine gute Bekannte von uns tötete.

Trotzdem schrie ich.

Mein Gesicht war gezeichnet, doch die Chance war gleich null.

Bis plötzlich etwas anderes geschah!

***

Die Luft war klar, sodass sich die vier zur Hinrichtung versammelten Personen wie Scherenschnitte vor unseren Augen abhoben. Wir hatten keine Chance mehr, aber eine andere Kraft oder Macht griff ein, anders jedenfalls konnte ich es nicht bezeichnen.

Aus dem Nichts erschien plötzlich ein langer glänzender Gegenstand. Links vor dem zuschlagenden Henker jagte er aus dem Unsichtbaren hervor und traf genau.

Seitlich drang die Klinge in den Hals des Henkers. Sie trat an der anderen Seite wieder hervor, all dies konnten wir erkennen. Der Henker taumelte nach hinten, er knickte gleichzeitig um, die Hände lösten sich vom Griff der Axt, gleichzeitig wurde die Klinge wieder zurückgezogen, sodass der Kapuzenmann seine beiden Hände gegen die zwei Wunden am Hals pressen konnte.

Wir sahen ihn noch fallen, und im selben Augenblick hatten wir uns entschieden.

»Hin!« brüllte ich und drehte mich so heftig auf dem Absatz herum, dass ich gegen Riley prallte und diesen zur Seite stieß.

Unser verzweifelter Wettlauf gegen die Zeit begann.

***

Man spürt zuerst die Berührung, dann den Schmerz und anschließend nichts mehr.

Es kann gar nicht so schlimm sein, nein, es ist unmöglich, Sterben ist schön.

Jane Collins redete sich dies ein. In den letzten Sekunden reagierte ein Abwehrmechanismus ihres Körpers, der sogar die innere Angst verdrängte und sie so handeln ließ.

Der Henker schlug *nicht* zu!

Die Zeit verging. Sekunden wurden zu quälenden Zeiteinheiten, und Jane wartete noch immer auf diesen grausamen Hieb. Bis sich irgendwo in der Tiefe ihres Hirns ein Gedanke formte, dass wohl alles anders gekommen war, als es hatte sein sollen.

Zudem vernahm sie in ihrem Rücken tappende Geräusche, als würde jemand laufen, dabei aber große Schwierigkeiten haben. Da der Henker noch immer nicht zugeschlagen hatte, wagte Jane Collins es, drückte ihren Oberkörper hoch und drehte sich um.

Sie sah den Henker am Boden liegen. Er lag auf der Seite, seine Hände hatte er gegen die beiden Wunden am Hals gepresst, aus denen

grünlich schimmerndes Dämonenblut wie zäher Sirup rann und sich auf den Steinen verteilte.

Die schwere Henkersaxt lag neben ihm. Er wollte sie auch nicht mehr an sich nehmen, denn er rollte sich zur anderen Seite hin.

Alles lief innerhalb weniger Sekunden ab, und Jane erlebte eine zweite Überraschung, denn jemand sprach zu ihr, den sie nicht sehen konnte, der aber trotzdem da war, sie sogar anfasste und aus der unmittelbaren Gefahrenzone schleifte.

»Du wirst leben, Jane! Du wirst leben.«

Das war Yakup!

Über den Körper der Frau rann eine Gänsehaut. Jane begriff überhaupt nichts mehr, das war auch nicht nötig.

»Tut mir Leid«, hörte sie Yakup sprechen. Er löste seinen Griff, und Jane fiel zurück.

Sie blieb auf dem Rücken liegen, starrte in den dunkelgrauen Himmel und sah die schwachen Umrisse eines runden Vollmonds.

Er hatte zum Zeugen ihrer Hinrichtung werden sollen, das war nun nicht eingetreten, doch die Gefahr war noch nicht vorbei.

Auch Dämonen können geschockt werden. Das war hier zu sehen. Aber sie erholen sich ebenso rasch. Und der zweite Henker war es, der die Funktion seines Artgenossen übernehmen wollte, denn er bückte sich blitzschnell und hob die Axt auf.

Der Richter war zurückgegangen, der andere Henker rollte über den Boden, kam aber wieder auf die Knie. Aus beiden Wunden rann dick das grüne Dämonenblut.

Es floss über seine Schultern, versickerte im Stoff, aber es war sehr viel, und so floss es noch an den Beinen entlang.

Der zweite Henker hielt die Waffe schräg. Er wartete auf einen Gegner, den er nicht sehen konnte, der aber in der Nähe war. Plötzlich drang abermals die Klinge aus dem Nichts und zielte auf ihn.

Der Henker duckte sich.

Getroffen wurde nur der Stoff seiner Kapuze. Ein breiter Riss klaffte an der Seite, sodass ein Teil seines Gesichts zu sehen war. Ein schuppiger, grünlich schimmernder Schädel, mehr Monster als Mensch, und der Vergleich mit einem Fisch war nicht zu weit hergeholt.

Der Henker kämpfte.

Er schlug mit seiner Axt zu. Sehr wendig war er trotz der schweren Waffe. Es gelang ihm sogar, das Schwert zu treffen und es aus der Richtung zu bringen.

Jane, die dem Kampf zuschaute, hörte die hell klingenden Laute, und sie bekam auch mit, wie sich der unsichtbare Yakup Yalcinkaya wieder zurückzog. Sogar das Schwert verschwand.

Der Henker stand allein.

Er blickte sich wild um, aber er sah keinen Gegner, denn Yakup war unsichtbar.
Jane Collins hockte am Boden.
An sie wollte er heran.
Eine lächerliche Entfernung für diesen mächtigen Kerl aus dem Reich der Hölle. Unter der Kapuze drang ein röhrendes Geräusch hervor, er schwang seine Axt. Es war nichtzu erkennen, ob er damit schlagen oder sie schleudern wollte.
Yakup war schneller.
Diesmal verließ er sich nicht auf sein Schwert, er hatte den Bogen genommen.
Aus dem Unsichtbaren schossen die Pfeile heran. Blitzschnell geschah dies. Der erste traf den Henker in die Brust, der zweite Pfeil jagte genau in die Mitte der Kapuze hinein und durchbohrte das Gesicht, und der dritte war unterhalb der Gürtellinie gezielt worden.
Ein Kampfschrei begleitete den Flug der Pfeile, dann war Yakup selbst da; auf einmal wurde er wieder sichtbar. Er hielt etwas in seiner linken Hand, das Jane nicht kannte und das aussah wie ein Helm. Es war die Krone der Ninja.
In der Rechten aber lag das Ninja-Schwert, und damit konnte Yakup umgehen.
Der Henker war völlig verwirrt. Die Pfeile hatten ihn tief getroffen, aber er war nicht tot. Das besorgte Yakup mit einem hart geführten, schräg angesetzten und mörderischen Schwertstreich.
Sogar das Pfeifen der Klinge war zu vernehmen, als der Strahl die Luft zerschnitt.
Und er traf.
Genau dort, wo der Stoff der Kapuze den Hals berührte.
Ein Hieb hatte ausgereicht. Dem Unheimlichen wurde der Kopf vom Rumpf getrennt.
Es war furchtbar. Der Torso bewegte noch seine Beine. Er geriet an den Rand der Plattform und kippte darüber hinweg. Irgendwo unten schlug er auf, während der mit der Kapuze bedeckte Kopf liegen blieb.
Yakup kreiselte herum.
Der zweite Henker stand wieder auf den Beinen. Und es sah nicht so aus, als würde er aufgeben. Zwar verletzt, wollte er sich trotzdem auf Yakup stürzen.
Der ließ ihn kommen, ging sogar zurück und gab dem anderen eine Chance, sich nach dem Beil zu bücken.
Das hatte Yakup gewollt.
Genau in der Sekunde, als der Henker die richtige Stellung erreicht hatte, schlug Yakup zu.
Der Henker hatte sich in einer ähnlichen Lage befunden wie Jane, als sie auf dem Hauklotz lag.

Der Türke aber traf.
Plötzlich rollte der Kopf des Henkers weg, begleitet von einer Spur des grünen Dämonenbluts, und auch dieser zweite Gegner war ausgeschaltet worden.
Yakup Yalcinkaya hatte gesiegt.
Er wusste dies, seine Augen leuchteten auf, als hätte jemand mit einem Lichtstrahl hineingeleuchtet, und durch seine Gestalt ging ein heftiger Ruck. Er wirkte so, als wollte er sich innerlich aufrichten, während die dunkelblaue Kampfkleidung der Ninja vom Wind erfasst und durchgeschüttelt wurde.
»Yakup.«
Er hörte Janes leisen Ruf, drehte sich zu ihr um, und alle Härte schwand aus seinem Gesicht.
Es wurde weich, entspannt, ein Lächeln kerbte die Lippen. Mit langsamen Schritten ging er ihr entgegen, erreichte sie und ging vor ihr in die Knie. Er fasste nach Janes Hand, hörte und sah sie weinen, während er über ihr Haar strich.
»Dich wird niemand mehr verurteilen, Jane Collins. Wir haben es der Hölle gezeigt.«
Sie nickte unter Tränen, suchte nach Worten und stammelte leise:
»Du, du hast mir das Leben gerettet.«
»Dafür bin ich da!«
»Yakup!« flüsterte sie. »Es war die Hölle.«
»Du musst es vergessen, Jane, und du wirst es vergessen, glaub mir. Wir beide kehren zurück in das Kloster.«
»Yakup!« Plötzlich klang ihre Stimme so schrill, dass der Türke aufhorchte.
»Was ist denn?«
»Du hast zwei getötet, aber da war noch ein Dritter. Der Richter, dieses Skelett.«
Yakup jagte in die Höhe. Er drehte sich dabei und sah sich auch sofort um, entdeckte aber keine Spur von dem Skelett. »Er ist weg!« sagte er leise.
»Und was willst du tun?«
»Ich kann dich jetzt nicht allein lassen. Ich…«
»Jane!« Ein lauter Ruf unterbrach die Stimme des Türken, und die Detektivin zuckte zusammen. Ihre Augen weiteten sich.
»Yakup, mein Gott«, hauchte sie. »Das war doch John Sinclair, oder?«
»Ja, er war es.«

***

Wir rannten.
Ein Labyrinth aus Treppen, Gängen, Türen und Schächten nahm uns auf. Ein Wirrwarr, in dem wir uns kaum zurechtfanden, doch wir

kannten die Richtung.

Bob Riley hatten wir abgehängt. Was jetzt noch zu erledigen war, mussten Bill und ich übernehmen.

Mein Freund hatte seine goldene Pistole gezogen. Er würde sie einsetzen, wenn es sein musste.

Die Plattform hatte tiefer gelegen. Und diesen Weg suchten wir.

Als Zufall konnte man es bezeichnen, dass wir eine schmale Treppe fanden, die in die Höhe führte. Wir hatten zuvor einen tristen Gang hinter uns gelassen, durch den damals die Gefangenen zu den Gaskammern geführt worden waren.

Nun ging es die Treppe hoch.

Ich hatte die Spitze übernommen. Immer zwei Stufen auf einmal sprang ich hoch. Schon sah ich die Tür, die den Ausgang zur Plattform bilden musste. Ich hörte Geräusche und wurde davon überrascht, dass jemand die Tür aufriss.

Das Skelett im Talar erschien.

Ich war für einen winzigen Moment abgelenkt. Das nutzte dieser Dämon aus.

Plötzlich sah ich ihn übergroß vor mir auftauchen. Instinktiv griff ich nach dem Geländer, um mich festzuhalten, aber der Wucht des Aufpralls hatte ich nichts mehr entgegenzusetzen.

Der Knöcherne schlug voll gegen mich. Ich verlor den Halt, fiel gegen Bill Conolly und hörte auch ihn fluchen. Dann waren wir von schlagenden, metallisch klingenden Geräuschen umgeben, als Bill und ich die Treppe hinuntersegelten.

Ich hatte dabei das Glück, auf meinen Freund zu fallen. Erst vor der letzten Stufe blieben wir liegen. Bill stöhnte unter mir, ich rollte mich von ihm weg. Diese Zeitspanne hatte der Knöcherne genutzt, um auch die letzten Stufen zu überwinden. Er war plötzlich da.

Ich sprang hoch – und drehte mich dabei genau in den wuchtigen Schlag seiner beiden Knochenfäuste hinein, die er von oben nach unten rammte und so meine Schädeldecke traf.

Die Haare dämpften den Treffer kaum. Ich sackte wieder in die Knie, sah dabei Sterne und dachte, dass ich auf keinen Fall bewusstlos werden durfte. Dann hatte der Knöcherne leichtes Spiel.

Neben Bill lag ich und auch neben seiner rechten Hand, mit der er die goldene Pistole umklammerte.

Sie war mir näher als meine Beretta.

Bevor sich das als Richter verkleidete Skelett eine neue Gemeinheit einfallen lassen konnte, riss ich meinem Freund die Waffe aus den Fingern. Okay, mir ging es nicht gut, aber einen Schuss abzugeben, dazu war ich noch immer in der Lage.

So drückte ich ab.

Aus dem Lauf löste sich eine Hand voll Schleim. Keine Kugel, kein

Detonationsknall, nur ein klatschendes Geräusch erklang, als das Skelett erwischt wurde.

Und diese Ladung war tödlich.

Eine dämonische Säure sorgte für die Auflösung des Gegenstands, der erwischt worden war. Innerhalb weniger Sekunden breitete sich das gefährliche Zeug aus. Es wurde zu einem ovalen ballonartigen Gegenstand, der alles zerfraß, was sich in seinem Innern befand, auch Knochen.

Er hatte Kamikaze vernichtet, und nun war dieses als Richter verkleidete Skelett an der Reihe.

Ich konnte zusehen, wie es dagegen ankämpfte, wie es sich wehrte, mit seinen Knochenfäusten gegen die Haut trommelte, ohne sie durchstoßen zu können, und wie plötzlich der Schädel abfiel und vor seine Füße rollte.

Arme, Beine, alles wurde von der magischen Säure zerfressen. Die Knochen, die sich in der unteren Hälfte gesammelt hatten, schwammen in der Brühe und lösten sich auf.

So wirkungsvoll diese wandernde Blase auch war, sie konnte sich auch gegen denjenigen wenden, der sie erzeugt hatte. Und sie wankte auf mich zu.

Vernichten konnte ich sie mit meinem Kreuz.

Das schleuderte ich ihr entgegen.

Die Blase zerplatzte und verdampfte gleichzeitig, sodass nur mehr die Reste des Dämons zurückblieben, der in ihr sein Leben ausgehaucht hatte.

Ich atmete tief aus, hörte Bill stöhnen und sich darüber beschweren, dass er doch kein Kissen wäre.

»Manchmal eben doch«, sagte ich und wandte mich wieder der Eisentreppe zu. So laut ich konnte, rief ich Janes Namen, in der Hoffnung, dass sie mir eine Antwort gab.

Die erhielt ich nicht.

Dafür aber standen wir uns eine halbe Minute später gegenüber.

***

Ich sah auch Yakup, aber er war für mich momentan uninteressant.

Allein Jane galt mein Blick. Sie musste von Yakup gestützt werden, da sie sich allein nicht auf den Beinen halten konnte. Wir sahen uns an, und keiner von uns wagte den ersten Schritt.

Blicke, die sprachen und gleichzeitig Fragen enthielten, aber keine Antworten wussten.

»Hi, Jane!« Es war ein dummes Wort, aber mir fiel nichts anderes ein.

»John?« Sie lächelte plötzlich.

»Ich lebe noch.«

»Ja, und das verdankst du Yakup. Wir wären heute zu spät

gekommen. Tut mir Leid.«

»Na ja, ihr konntet ja nicht wissen, dass…«

Ich nickte. »Doch, Jane, wir hätten es wissen müssen, aber manchmal ist die Zeit schneller.«

Mehr sagten wir nicht. Riley tauchte auf. Er brachte Bill Conolly gleich mit, der nicht so verlegen reagierte wie ich, als er Jane Collins sah.

»Unser Freund Bob hat ein Boot. Damit können wir die verdammte Insel verlassen«, sagte Bill.

Niemand hatte etwas dagegen.

Ich hatte meine Scheu überwunden. Neben der in eine Decke eingewickelten Jane saß ich im Heck des Bootes. Wir sahen uns an, manchmal lächelten wir auch, dann machte Jane den Anfang und tastete nach meiner Hand. »John, dich quält eine Frage.«

»Woher weißt du?«

»Das sehe ich dir an. Bitte, sprich es aus.«

Ich blickte hinaus auf das Meer und sah den erhellten Küstenstreifen, wo Frisco lag. »Willst du eigentlich für immer bei Yakup im Kloster bleiben?«

Die Antwort gab sie mir nicht sofort. Erst nach einer Weile.

»Yakup ist ein prächtiger Mensch. Man kann sich keinen besseren Freund wünschen. Wenn es jemanden gibt, dem man voll vertrauen kann, dann ihm.«

»Also bleibst du?« fragte ich kratzig und starrte Yakup an, der an der Reling lehnte und bewusst nicht in unsere Richtung schaute.

»Das habe ich nicht gesagt.«

Ich hob die Schultern. »Du kannst es dir ja noch überlegen.«

»Frisco ist herrlich, im Kloster geht es mir auch gut, aber ich vermisse etwas.«

»Und was?«

»London, John.« Sie atmete scharf durch. »Und dich, und das ist ehrlich gemeint.«

Ein Strom der Freude durchschoss mich. Ich wollte etwas sagen, doch ich konnte nicht reden. Ich dachte wieder an die Szene, als Jane Abschied genommen hatte. Es war auch in Frisco gewesen, in einem kleinen Lokal. War die Zeit des Nachdenkens jetzt bei ihr vorbei?

»Bitte!« flüsterte sie. »Gib mir noch Zeit, John.«

»Klar, so viel Zeit, wie du nur willst. Und noch etwas, Jane. London wartet auf dich.« Ich räusperte mich. »Und wir auch.«

ENDE